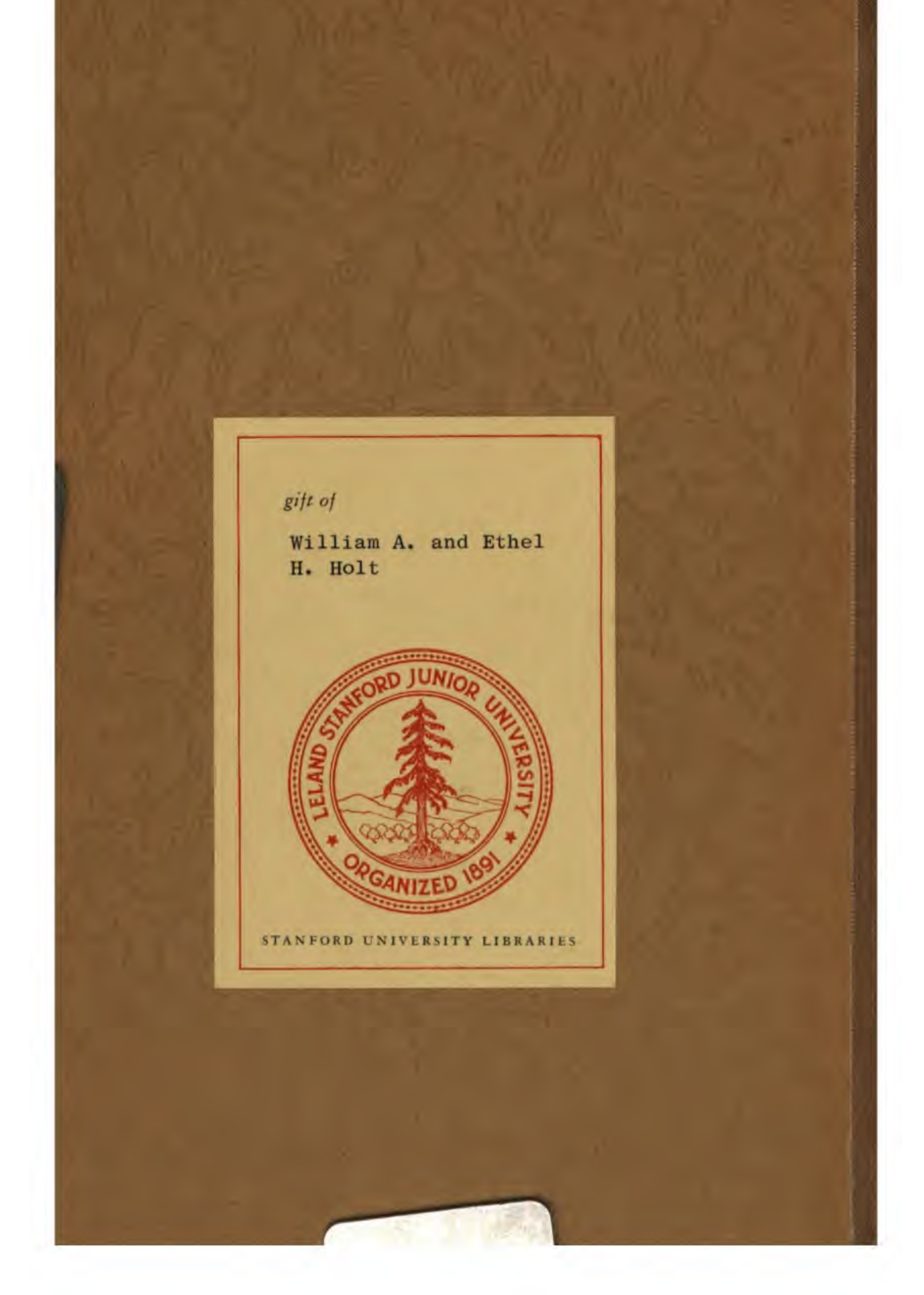


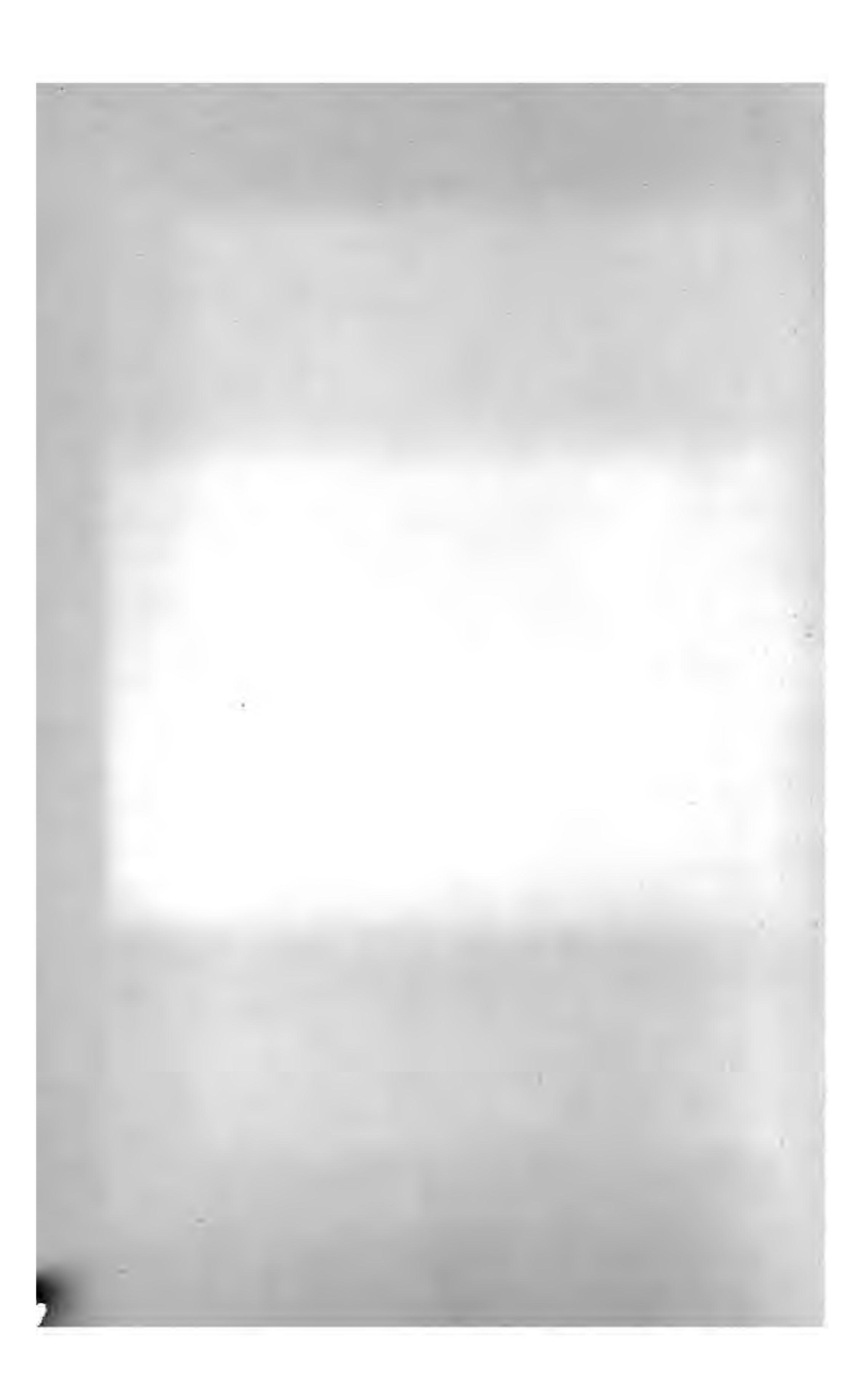


Spieth,

Die Eweer

Land und Leute in Togo.









Die Eweer

Schilderung von Land und Leuten in Deutsch-Togo

von

Jakob Spieth,

Missionar der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

Sonderabdruck

aus

Die Ewe-Stämme

Material zur Kunde des Ewe-Volkes in Süd-Togo.

Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.

Mit 66 Bildern und 5 Karten.

Bremen 1906.

In Kommission bei der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt.

Vorwort.

In dem großen Werke unseres Missionars Jakob Spieth „Die Ewe-Stämme, Material zur Kunde des Ewe-Volkes in Deutsch-Togo“, bilden die nachfolgenden Schilderungen über Land und Leute der Eweer die ersten drei Abschnitte der Einleitung, deren Sonderabdruck die Verlagsfirma Dietrich Reimer (Konsul Ernst Vohsen) in Berlin in entgegenkommender Weise gestattet hat. Der vierte kurze Abschnitt ist von dem Unterzeichneten hinzugefügt.

Da eine möglichst genaue Kenntnis des Bodens, auf den der Same des göttlichen Wortes ausgestreut werden soll, eine der Grundvoraussetzungen aller missionarischer Arbeit ist, hat Missionar Spieth während seines mehr als zwanzigjährigen Aufenthaltes im Ewelande sich eifrig bemüht, die Eigenart und die Verhältnisse des Ewe-Volkes in Vergangenheit und Gegenwart möglichst genau zu erforschen. So sammelte er ein zumeist in der Landessprache niedergeschriebenes, umfangreiches Material über die Geschichte und Rechtsordnungen, die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, vor allen Dingen aber über das Geistesleben der Ewestämme. Die Norddeutsche Missions-Gesellschaft in Bremen konnte dank der Unterstützung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes sowie der Herren Konsul Vohsen und Professor Meinhof in Berlin ihren Missionar Spieth veranlassen, einen Teil dieser von ersten Autoritäten als hochbedeutsam gekennzeichneten Sammlungen in der deutschen und Ewesprache zu veröffentlichen.

Hiermit dürfte nicht nur der Mission und dem Ewevolke, das auf diese Weise einen großen Teil seines geistigen Besitzes durch die Mission gedruckt in die Hand bekommt, sondern auch der heimischen Wissenschaft und der Kolonisation Togos ein bedeutsamer Dienst geleistet sein. Auch ist vielleicht zum ersten Male die vollständige Monographie eines westafrikanischen Volkes in die Wege geleitet. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß die IX. Resolution des Deutschen Kolonial-Kongresses 1905

nicht umsonst gefaßt sei, derzufolge die Bereitstellung von weiteren Mitteln zur Drucklegung der Spieth'schen Sammlungen und des dazu gehörigen Wörterbuches von Westermann befürwortet wurde.

Die nachfolgenden, kurz zusammenfassenden Mitteilungen werden hoffentlich manchen Leser, namentlich diejenigen, die als Beamte und Techniker, als Kaufleute und Pflanzer, als Forscher und Missionare nach Togo gehen oder die daheim aus wissenschaftlichem und kolonialem Interesse unsere Eweer gründlich kennen lernen wollen, veranlassen, das Quellenwerk selbst zu studieren. Den Eindruck aber werden alle gewinnen, daß die Eweer ein Volk sind, dessen geistige und religiöse Eigenart eine gute Bürgschaft bildet für eine erfolgreiche Arbeit der Mission, des Handels und der Kolonisation. Mögen diese Kulturfaktoren sich ihrer gemeinsamen Aufgaben immer mehr bewußt werden und allseitig die Unterstützung finden, die sie verdienen zur Hebung des Ewevolkes und damit zur Förderung unserer Togokolonie!

Bremen, Ende September 1906.

A. W. Schreiber, Missions-Inspektor.

Inhalt.

Die Eweer.

Die Eweer

Schilderung von Land und Leuten

in Deutsch-Togo.



Der König Kumi von Ho, Deutsch-Togo, mit seinem Hofstaat.

Die Eweer.

Erstes Kapitel.

Das Land der Eweer.

I. Lage, Grenzen und politische Zugehörigkeit.

Vor drei bis vier Jahrhunderten machte sich an der Sklavenküste Westafrikas die Völkerfamilie der *Ewe*er ansässig und ließ sich, von NO. herkommend, zwischen *Mono* und Volta nieder. Im Süden wird ihr Gebiet von dem atlantischen Ozean bespült und erstreckt sich an seiner Westgrenze etwa bis zum 7., an seiner Ostgrenze dagegen bis zum 8. Grad nördlicher Breite.

Die östlichen Nachbarn der *Ewe*er sind die ihnen stammverwandten Einwohner von Dahome, von welchen sie nur durch den *Mono*fluß getrennt sind. Im Westen ist der Volta die natürliche Grenze zwischen ihnen und den *Adanme*ern, *Gẽ*ern und *Tsi*ern. Die Nordgrenze ihrer Wohnsitze wird durch die Nordgrenze der Landschaften *Kpando, Alavanyo, Gbīdzigbe, Fodome, Dãyi* und *Kpelẽ* gebildet. In *Kpelẽ* macht die Grenze unter Ausschluß der Landschaft *Akposo* eine scharfe Wendung nach Norden, bis sie in *Kpetsi (Pessi)* und *Anyaña* die nördlichsten Glieder des *Ewe*volkes erreicht.

Die beiden Kolonialmächte England und Deutschland haben sich so in den Besitz des *Ewe*landes geteilt, daß England eine kleine Ecke im Südwesten auf dem linken Voltaufer, Deutschland dagegen das ganze übrige Gebiet bis zum *Mono*, dem Grenzfluß nach dem französischen Dahome hin, besitzt.

Ihren Namen Togo hat die deutsche Kolonie nach einem gleichnamigen Stamm an der Lagune hinter Porto Seguro erhalten, der im Jahre 1884 zuerst die deutsche Flagge annahm. Die Küste der Kolonie ist nur 50 km lang. Die Ostgrenze Togos bildet bis zum 9. Breitegrad

eine ziemlich gerade Linie, die **Westgrenze** dagegen verläuft in verschiedenen Zickzacklinien hinter dem englischen Gebiet nach Nordwesten, bis sie sich an der Mündung des *Dāyi* unter 6° 40′ so mit dem Volta vereinigt, daß der Flußlauf selbst der englischen Goldküste angehört. Auf einem **Flächenraum** von 87 200 qkm sollen 1 500 000, demnach auf 1 qkm rund 17 Menschen wohnen. Vergleicht man die **Bevölkerungsziffer** der andern deutschen Kolonien Afrikas damit, so zeigt sich, daß



Ausschnitt aus Andree Handatlas 5. Bd.

Die Gold- und Sklavenküste mit den deutschen, englischen und französichen Kolonien.

Togo unter allen die weitaus bevölkertste Kolonie ist. Die folgende Zusammenstellung mag das klar machen:

Land:	qkm:	Einwohner:	Auf 1 qkm:
1. Togo:	87 200	1 500 000	17
2. Kamerun:	495 600 (= Deutsch. Reich)	3 500 000	7
3. Südwest-Afrika:	835 100 (= 1 ½ D. R.)	200 000	4
4. Ost-Afrika:	995 000 (= 2 D. R.)	7 000 000	7



Ketalagune bei We (zu S. 5).
Auf den Holzgabeln werden die Böte getrocknet.

Wird zugegeben, daß die Bevölkerung einer Kolonie ihr größter Reichtum ist, so ist Togo nicht nur die fruchtbarste, sondern auch die reichste aller deutschen Kolonien Afrikas. Es darf uns daher nichts gereuen, was wir an Arbeit und Kapital für Togo einsetzen.

II. Geographische Verhältnisse.

1. Gliederung des Landes.

Das *Ewe*land als Ganzes betrachtet, stellt ein großes, stumpfwinkliges Dreieck dar, dessen Grundlinie im Süden die Küste ist. Dieselbe reicht nach Westen hinüber in das englische Gebiet. Der stumpfe Winkel



Küstenlandschaft mit Palmenhain.

wird im Osten durch *Mono*mündung und Küstenlinie gebildet. Die dem Winkel gegenüber liegende Seite aber ist die von Südwesten nach Nordosten verlaufende Bergkette im Inland. Diese Fläche wird von den Eingebornen in Küste *(ƒuta)*, Ebene *(ƒeme)* und Bergland *(tome)* geteilt.

Die Küste besteht aus einer 10—30 Minuten breiten, unfruchtbaren Sandbank, die sich von der Mündung des Volta bis zur Mündung des *Mono* und weit über dieselbe hinaus nach Osten erstreckt. Auf der ganzen Länge dieses Sandgürtels stehen viele Dörfer. Diese sind von dichten Kokoshainen umgeben, die den Dörfern Schatten und der Küste ein schönes Aussehen verleihen. Auf dieser Sandbank liegen auch die Handelsstädte *Aneho*, *Lome* und *Keta*.

Landeinwärts und unmittelhar hinter diesem Sandstreifen senkt sich das Land zu einer talförmigen Mulde, die, durchschnittlich 100—150 m breit, sich an drei Stellen beckenartig erweitert und die Lagunen von *Keta*, *Togo* und *Anẹho* bildet.



Buschlandschaft mit Affenbrotbäumen und Sokupalmen (zu S. 6).

Die Ebene beginnt mit den an diese Mulde angrenzenden Landschaften, welche von den Eingebornen *ƿego*, „Ebenegebiet", genannt werden. Man unterscheidet sie damit von *ƿugo*, der eigentlichen Küste oder dem „Seegebiet". Im Osten erstreckt sich die Ebene etwa 240 km landein-

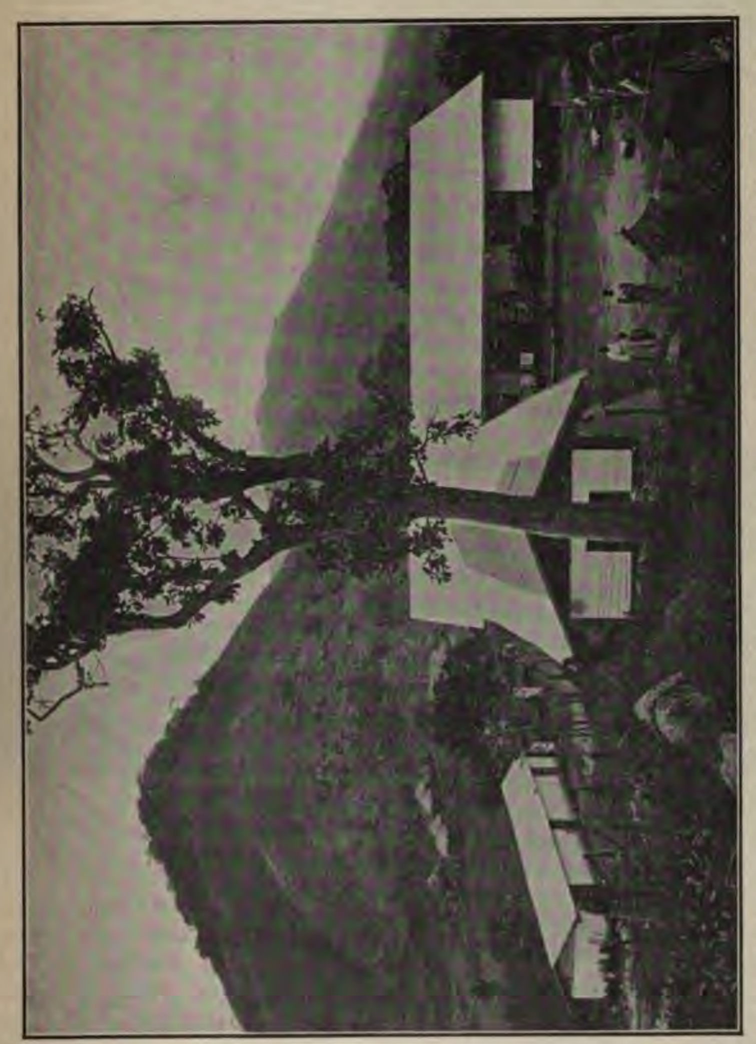
wärts, im Westen dagegen, wo das Gebirge sich der Küste nähert, ist sie nur 40—45 km breit, bis sie sich auf dem rechten Voltaufer im englischen Gebiet allmählich zuspitzt. Von Osten nach Westen hat sie eine Breite von 190—200 km und umfaßt das ganze Gebiet zwischen Volta- und *Mono*fluß. Von den nördlichen Lagunenufern aus, die 17—25 m über dem Meere liegen, erhebt sich das Land in sanft ansteigenden Wellenlinien bis zu 170 m in *Ho*, 250 m in *Kpalime* und 220 m in *Kpetsi (Pessi)*. In dieser Ebene wechseln große Grasflächen mit niederem, aber dichtem Gesträuch, über das sich einzelne knorrige Bäume, Affenbrotbäume und Fächerpalmen erheben. In ihren östlichen Gebieten finden sich schöne Ölpalmenwälder, in denen die Eingebornen ihre Yams- und Maisäcker, sowie Bananen-



Savannengebiet.

pflanzungen anlegen. Je weiter man landeinwärts kommt, um so belebter wird die Natur besonders in der Nähe der Flüsse, deren Ufer gewöhnlich mit dichtem Laubholz bewachsen sind. Dort wechselt die öde Savanne mit scharf abgeschnittenen Hainen, sogenannten Galeriewäldern. Der südliche Teil der Ebene ist sehr wasserarm, weshalb ihre Bewohner in regenarmen Zeiten oft stundenweit an Flüsse oder sumpfige Orte gehen, um Wasser zu holen, das gewöhnlich schmutzig zu sein pflegt. In ihren Gehöften haben sie deswegen beckenartige Vertiefungen angebracht, die sich in der Regenzeit mit Wasser füllen. Dieses wird dann in große Tontöpfe geschöpft, mit Asche bestreut und sorgfältig mit weichem Ton gegen die Luft abgeschlossen.

Die Berge *(tome)*, welche der Volta im Südwesten bei *Akwamu* durchbricht, teilen sich dort in zwei Bergzüge, die parallel miteinander nach Nordosten verlaufen und bis hinauf nach *Avatime* Kammgebirge sind, die keinen oder nur wenig Raum zu Wohnstätten bieten. In der Nähe von *Avatime* vereinigen sie sich und bilden den Gebirgsstock von *Kpọeta-Agọme*,



Die Berge von Santrokofi und Akpafu, im Vordergrunde die Missionsstation Akpafu.

der sich in nordöstlicher Richtung bis *Akpọsọ* erstreckt. Dieser Gebirgszug gleicht einem mächtigen Wall, der das ganze *Ewe*land von Südwesten nach Nordosten quer durchschneidet und in eine südliche und nördliche Ebene teilt. Je weiter nach Norden, um so höher und breiter wird das Gebirge. Einen gemeinsamen Namen hat es nicht. Diejenigen Gebirgsteile und

einzelnen Bergspitzen, die einheimische Namen haben, wurden nicht aus geographischem, sondern aus religiösem Interesse benannt. Dazu gehören z. B. der 200 m hohe *Ewe*berg im Südwesten bei *Awudome*, der 800 m hohe *Gemi* in *Avatime* und wahrscheinlich auch der 990 m hohe *Baglu* in *Dăyi* u. a. Der Bergzug mit seinen bewaldeten Hängen, lieblichen Tälern, Quellen und Bächen ist die Wasserscheide für die nach Süden und nach Norden ablaufenden Gewässer, von denen einzelne auf dem Nord- und Südabhang über 100—140 m hohe Felspartieen brausend und schäumend in die Ebene hinunterstürzen.

Die Bedeutung dieses Bergzuges für das Volksleben zeigte sich früher auf dem Gebiete des Handels, der Geschichte und der Religion. Über das Gebirge führten nur wenige Pässe, schmale Saumpfade,



Der Adakluberg von Süden (zu S. 10).

auf denen der Fußgänger sehr ermüdete. Infolgedessen hatten die nördlich von dem Gebirge wohnenden Stämme mehr Handelsverkehr mit der Goldküste, die sie auf ebenem Wege erreichen konnten. Die aus dem Innern kommenden Handelskarawanen trieben ihre Viehherden leichter nach *Akra* hinüber als an die Küste des *Ewe*landes. Das hat sich alles geändert, seitdem die deutsche Regierung den Wegebau kräftig in die Hand genommen und die Pässe zu gangbaren Bergstraßen umgewandelt hat. Die historische Bedeutung des Bergzuges tritt besonders in verschiedenen, teilweise noch gut erhaltenen Ruinen zutage, die auf dem spitzen Kammgebirge bei *Tsito*, an den Abhängen des *Gemi* und in dem Hochwald von *Avatime* sich finden. Noch im Jahre 1869 suchte ein großer Teil der von den *Asante*ern verfolgten *Ewe*stämme in dem geschlossenen

Bergtal von *Gbadzeme* in *Avatime* eine Zuflucht. Hätte ihnen nicht ein mit dem Tode bedrohter Mann aus *Kpedze* den Weg verraten, so würden sie dort sicher gewesen sein. Als die *Asante*er damals den Versuch machten,



Der Aguberg von Westen (zu S. 10).

die Abhänge des unbewaldeten *Gemi*berges zu besteigen, wurden sie von den oben Wache haltenden *Ewe*ern so mit Felsstücken beworfen, daß sie mit starken Verlusten den Rückweg antreten mußten. Der Einfluß der

Berge auf die Religion zeigt sich darin, daß verschiedene Berggruppen, Felsabhänge und Höhlen als Wohnsitze der Erdengötter gedacht sind. In dem *Sasañu*berg z. B. erblicken die *Matse*er den Kopf der Erdschlange, weshalb sein Gras nur vom Priester angezündet werden darf.

Südlich von diesem Bergzuge erheben sich an dem nördlichen Rande der Ebene zwei mächtige Bergkegel, welche von der Sprache als *konowo*, „kinderlose Berge" bezeichnet werden. Der *Aḍaklu*, in der Nähe der Westgrenze Togos, hat eine Höhe von 550 m, ist aber im ganzen holz- und wasserarm. Auf seiner Spitze soll sich zwar eine Quelle befinden, die aber in trockenen Jahreszeiten versiegt. Am Fuße des Berges sind



Brücke über den Dayi bei Gbedzigbe-Hohoe (zu S. 11).

einige salzhaltige Quellen, die in regenarmen Jahrgängen ebenfalls vertrocknen. Der Berg mit seinen steilen Felspartieen nach Süden ist für die weit in der Ebene zerstreut wohnenden *Aḍaklu*er das Wahrzeichen gemeinsamer Abstammung und eines lebhaft empfundenen Stammesbewußtseins.

Etwa 50—60 km nordöstlich liegt der *Agu*berg, der schon aus der Ferne einen viel großartigeren Eindruck macht. Wie der *Aḍaklu*, so ragt auch er ganz unvermittelt aus der Ebene empor und erreicht in der Baumannspitze eine Höhe von 980 m. Obgleich holzarm, entspringen an seinen Abhängen doch mehrere wasserreiche Quellen, die sich als starke Bäche in der Ebene mit größeren Flüssen vereinigen. An seinem südwestlichen

Abhang liegen die *Kebu*dörfer, das höchste bis zu 790 m über dem Meer. Verschiedene Partieen des Berges werden als *trō̰* verehrt, und der ganze Berg spielt in den Volkssagen eine bedeutende Rolle.

2. Die Gewässer.

Fließende Gewässer hat das *Ewe*land zwar mehrere, aber außer dem Unterlauf des *Mo̰no̰* ist keiner seiner Flüsse schiffbar. In *Dãyi*, an dem Nordabhang des oben beschriebenen Bergzuges, entspringt der gleichnamige Fluß *Dãyi*. Er nimmt auf seinem Wege durch die nördliche Ebene eine große



Dorf am Lagunenufer unter Kokospalmen (zu S. 12).
An den beiden Stangen sind Netze zum Trocknen ausgehängt.

Anzahl von Quellbächen in sich auf und ergießt sich unter 6° 40′ in den Volta. Auf der Südseite des Gebirges und am *Agu* entspringen die Flüsse *Tsawo̰e*, *To̰dziẽ*, *Zio̰* und *Haho*. Außer dem *Tsawo̰e*, der sich in den Volta ergießt, münden die andern alle in die Lagunen am Südrand der Ebene. Der *To̰dziẽ* mündet in die *Keta*lagune, *Zio̰* und *Haho* speisen den Togosee. Charakteristisch ist die Erscheinung, daß nur die bedeutenden Wassermassen des Volta die Kraft haben, die Sandbank an der Küste zu durchbrechen und sich unmittelbar in die See zu ergießen. Der geringe Wasserstand und der träge Lauf der andern Flüsse sind wohl die Ursache, daß sie die Nehrung nicht zu durchbrechen vermögen. Ihre Schlammanschwemmung

verbreitert die Sandbank zwischen Meer und Lagune und bereichert sie mit Humusbestandteilen.

Stehende Gewässer hat das *Ewe*land außer den Lagunen keine. Die *Keta*lagune ist ungefähr 40 km lang und 14 km breit. Sie ist die größte unter allen, vertrocknet aber von Zeit zu Zeit, so daß die Eingebornen trockenen Fußes hindurchgehen können. In ihrem Bett gewinnen sie Salz, das als bedeutender Handelsartikel bis weit in das Innere hinein verkauft wird. Die Togolagune hinter Porto Seguro nähert sich dem Meer auf etwa 600 m. Bei einer Länge von 11 und einer Breite von 5 km hat sie eine Tiefe von 2—2½ m. Sie ist nicht salzhaltig und trocknet nie aus. Die *Vo*lagune hinter *Aneho* ist die kleinste unter allen und wird hauptsächlich durch den Togosee gespeist, mit dem sie durch einen etwa 100 m breiten Arm in Verbindung steht.

3. Das Klima.

Dieses teilt die charakteristischen Merkmale der klimatischen Verhältnisse, welche jenen Ländergebieten eigen sind, deren Küstenlinie nicht von Norden nach Süden, sondern von Westen nach Osten sich erstreckt. Andauernde Hitze, die an der Küste eine Mitteltemperatur von 26,5°, in Misahöhe bei einer Meereshöhe von 460 m eine solche von 24,2° erreicht, ist das empfindlichste Zeichen jenes Tropengebiets. Wie erschlaffend ein Klima wirken muß, in welchem, wie z. B. in *Ho*, ein Tag im April mit 26° C. beginnt und mit genau demselben Wärmestand schließt, während er mittags 2 Uhr zuweilen 31—33° erreicht, kann sich jeder vorstellen, der schon unter einem heißen Sommer in Deutschland geseufzt hat. Eine andere Eigenart des Klimas besteht in dem oft sehr schroffen Wechsel der Temperatur. Während vor einem ausbrechenden Gewitter die drückendste Schwüle herrscht, wird in *Ho* die Atmosphäre während seiner Dauer bis auf 17° abgekühlt. Diese Wechsel sind für die an Wärme gewöhnten Europäer und Eingeborne sehr empfindlich. Der frische Seewind, der an der Küste im Laufe des Vormittags eintritt, mildert die Temperatur und macht die Hitze erträglicher.

Unsere vier Jahreszeiten kennt man dort nicht. Die am stärksten sich unterscheidenden Jahreszeiten sind Regenzeit und trockene Zeit. Die Regenzeit folgt im allgemeinen dem höchsten Sonnenstand in den ersten Wochen des April und dauert 3—4 Monate. Sie erreicht im Monat Juni oder Juli ihren Höhepunkt; darauf folgt eine verhältnismäßig trockene Zeit, welche Ende Juli oder Anfang August beginnt und sich über den Monat September ausdehnt. Mitte September erreicht die Sonne wieder ihren höchsten Stand, worauf die kleine Regenzeit im Oktober eintritt und bis in den November dauert. Wie verschieden die Regenverhältnisse zwischen der Küste und dem Innern sind, geht daraus hervor, daß man im Jahre 1902 auf der Plantage *Kpeme* an der Küste 90, am *Agu* in Mittel-Togo dagegen 122 Regentage zählte. In gleichem Verhältnis steht die Regenmenge mit 532,1 mm an der Küste und 1305,6 mm Regenfall am *Agu*. Die große trockene Zeit herrscht während unseres hiesigen Winters von Dezember bis Februar. Es ist das die sogen. Harmattan-

zeit, in welcher ein vom Nordosten kommender trockener und kalter Wind bläst. Derselbe führt Wüstensand mit sich und ist von einer dunstigen, trockenen Atmosphäre begleitet. Der Himmel ist in Dunst gehüllt, so daß alle Fernsicht verhüllt ist, und man in die Sonne, die als eine blaßrote Scheibe steht, ohne den geringsten Schmerz sehen kann. Der Wind zieht die Haut zusammen und läßt sie aufspringen, Türen und Fensterläden, sowie alles hölzerne Gerät schrumpfen zusammen; von den Möbeln springt die Furnitur ab, die Einbände der Bücher krümmen sich, Hände und Lippen springen auf. Unter den Eingebornen gibt es während der Harmattanzeit besonders häufig Lungenentzündung. Auffallend ist, daß sich mit Wunden behaftete Eingeborne in der Hoffnung auf diese Zeit



Landschaft mit Affenbrotbäumen (zu S. 16).

freuen, daß sie ihnen Heilung bringen werde. Im Harmattan wird gewöhnlich auch die Beschneidung vorgenommen.

Da die klimatischen Verhältnisse einen nachweisbaren Einfluß auf die religiösen Vorstellungen der *Ewe*er haben, so möge hier noch die Beschreibung eines Gewitters folgen, die sich in „den Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten", Band III, S. 23, findet. Dort heißt es:

„Was die Tornados betrifft, so sind dieselben vor Eintritt der eigentlichen Regenzeit von März bis Mai und mit dem Ende derselben im Oktober am häufigsten. Sie können aber auch zu jeder andern Jahreszeit vorkommen, besonders bei Perioden großer Hitze, welche eines der sichersten Anzeichen für dieselben bildet. Vor dem Ausbruch eines solchen Sturmes herrscht gewöhnlich eine drückende Schwüle und eine ungewöhnliche Ruhe in der Atmosphäre. Kein Blatt, kein Grashalm bewegt sich, das Insektenleben verstummt, selbst



Fächerpalmen in der Küstenebene (zu S. 16).

die sonst so lauten Frösche, Heuschrecken und Grillen kommen zum Schweigen. Der bisher blendend blaue Himmel trübt sich und überzieht sich mit einem schmutzig graubraunen Dunstschleier, der in der Himmelsrichtung, aus welcher das Unwetter losbrechen wird, sich zu schweren, oft mit rötlichen Rändern versehenen, äußerst drohend geballten Wolkenmassen verdichtet. Mit der weiteren Entwicklung des Phänomens bildet sich dann am Horizont aus diesen Wolken ein einförmig graues, sich schnell vergrößerndes Segment aus, das durch Kontrastwirkung gegen die darüber schwebenden, durch heftige Luftströmungen unruhig sich bewegenden schwarzen Wolken fast weiß erscheint. Graue Wolkenfetzen jagen voran, und bald erfolgen die ersten Windstöße aus der Richtung, in welcher das Segment steht. Das Thermometer sinkt rasch, oft um 8—10°. Lebhafte Blitze, begleitet und gefolgt von scharfen Donnerschlägen, entladen sich bald in rascher Reihenfolge; in wenigen Augenblicken hat das Unwetter dann den Beobachter erreicht. Mit einem gewaltigen Stoß bricht der Staub, Schmutz, Blätter und kleine Äste mit sich führende Sturm herein, von den ersten



Landesbrücke, ein über die Flußufer liegender Baumstamm (zu S. 18).

großen Tropfen des bald in Strömen herniederstürzenden Regens begleitet. Unaufhörlich leuchten die Blitze, der Donner rollt bald hoch und dumpf, bald in scharfen, krachenden, die Erde erschütternden Schlägen, die Verfinsterung der Luft vermehrt den Schrecken des Phänomens und läßt den Aufruhr, in dem sich die ganze Natur befindet, das unaufhörliche Aufleuchten der elektrischen Entladungen, die bald nicht mehr zu zählen sind, um so schärfer hervortreten. Doch der Sturm dauert nicht lange; schon nach 10 oder 20 Minuten ist er vorüber; aber der Regen hält oft noch stundenlang an, und Blitze und Donner dauern an allen Himmelsrichtungen ebenfalls noch längere Zeit fort."

III. Pflanzen- und Tierwelt.

Mehr noch als die geographischen Verhältnisse haben Pflanzen und Tiere einen Einfluß auf die eigenartige Gestaltung des geistigen Lebens der *Ewe*neger gehabt.

1. Die Pflanzenwelt.

Aus dem Reichtum der dortigen Vegetation sollen hier zuerst einige für das Nachdenken des *Eweers* besonders geeignete, wild wachsende Pflanzen erwähnt werden.

Der Affenbrotbaum, *adido,* gehört ausschließlich der trockenen Ebene an. Er gedeiht in der Nähe der Lagunen, kommt aber auch landeinwärts, sogar noch am Fuße der Berge vor. Sein Stamm mit glänzend hellgrauer Rinde gewinnt einen Umfang von 10—20 m, hat aber nur weiches und schwammiges Holz. Seine dicken, den größten Teil des Jahres nur spärlich mit Blättern versehenen Äste streckt er wie mächtige Arme über das zu seinen Füßen stehende Gras und Gebüsch aus. Auf dem Grunde der großen, weißen Blütenkelche befindet sich Blütenhonig, weshalb sie von den Eingebornen gesammelt und ausgesogen werden. In der kakaoähnlichen Fruchtschale ist eine braune mehlige Masse eingeschlossen, in welche die Kerne eingebettet sind. Dieselbe wird ihres süßsäuerlichen Geschmackes wegen gerne gegessen. Wenn geröstet, sollen auch die Kerne einen guten Geschmack haben. Die Asche der Frucht ist ein wichtiger Bestandteil der Landesseife. Aus dem zähen Bast des Baumes verfertigen die Eingebornen Stricke. An der Küste hat jeder Affenbrotbaum einen besonderen Namen, der die Güte seiner Früchte bezeichnen soll. Da heißt der eine etwa *awlesikpui,* „der kleine Tanznarr“, ein anderer *bolo,* „der Unbeschnittene“, ein dritter *bekeni,* „der Feuchte“. Mit diesen Namen verbinden sich für die Eingebornen bestimmte Vorstellungen, mit Hilfe deren sie feststellen können, von welchem Baume sie eine Frucht genossen haben. Der gewaltige Umfang des Stammes wurde in der religiösen Volksanschauung das Bild für die Welt und des gesamten menschlichen Wissens. Vielerorts wird der Stamm mit einem Zaun umgeben, in denen die Eingebornen Opfer für die *trõwo* niederlegen, deren Behausung der mächtige Baumriese ist.

Die Fächerpalme mit ihrem hohen, in der Mitte etwas verdickten Stamm und ihrer schönen Blätterkrone beherrscht einen großen Teil der Ebene. Gerade in der ödesten Savanne ist sie am häufigsten zu sehen. Ihre fünfzehn bis zwanzig fächerartigen Riesenblätter stehen an der Spitze des Stammes in einem Büschel beisammen. Dieselben werden von den Bauern und Händlern gerne zum Schutz gegen den Regen benützt. Die etwas mehr als zwei Faust große Frucht besteht aus einer gelben faserigen Masse, die einen harten Kern umschließt und genießbar ist. Durchreisende Karawanen, besonders aber die Affen stillen gern ihren Hunger daran. Das Innere der weiblichen Fächerpalme ist weich, weshalb der Stamm leicht ausgehöhlt und den verschiedensten Zwecken dienstbar gemacht werden kann. In *Ḍọfọ* am Volta dienen diese hohlen Stämme als Bienenhäuser, welchen der herrlichste Honig entnommen wird. Man benützt sie als Hühnerställe und in der Nähe der Bäche und Flüsse als Boote. Den Stamm der männlichen Palme spaltet man zu Balken, und aus den zähen Blättern beider werden allerlei Flechtarbeiten gemacht. Der sehr berauschende Saft der Fächerpalme soll in früheren Jahren zum Affenfang benützt worden sein. Die Eingebornen hatten herausgefunden, daß die Affen, wenn sie die Maisäcker verwüstet hatten, sich gerne dem Palmweingenuß ergaben. Die

Bauern stellten deswegen einige kleine Töpfe voll Fächerpalmwein an verschiedene Plätze auf dem Kornacker. Hatten sich die Tiere satt gefressen,



Einblick in ein Yamsfeld mit Termitenbau (zu S. 19).

so tranken sie diesen Saft und wurden so berauscht, daß es ein leichtes war, sie zu fangen oder zu erlegen. In der Anschauung des Volkes gilt die Fächerpalme als Symbol der Festigkeit und Stärke.

Der Odumbaum, von den Europäern schon öfters die „Eiche Afrikas“ genannt, findet sich an Flußufern in der Ebene und in den bewaldeten Bergtälern vor. Sein termitensicheres Holz ist rötlich, schön maseriert und wird hauptsächlich zum Bau europäischer Häuser und zur Anfertigung von Möbeln verwendet. Die von den Alten übernommenen Gebräuche verboten das Verbrennen des Holzes, weil der Rauch schädliche Wirkungen habe. Diesem Umstande verdanken wir heute den verhältnismäßig reichen Bestand dieses Baumes.



Togo-Obst (zu S. 20).
1. Apfelsinen, darüber eine Ananas. 2. Brotfrucht. 3. Pisang. 4. Ananas.
5. Mango, Ananas und Pisang. 6. Kokosnüsse. 7. Bananen und Pisang.

Die wilde Dattelpalme kommt nur in der Ebene vor. Ihre reifen Früchte werden gegessen. Der Stamm dient als Bauholz. Ihren süßen, klebrigen Saft trinken die Eingebornen, und aus ihren Blättern flechten sie Hüte. In den vielen Sprichwörtern kommen die mancherlei Vorzüge der wilden Dattelpalme nach verschiedenen Seiten hin zur Sprache.

Der zähe Bast der Raphiapalme wird häufig zu kultischen Zwecken verwendet, und wirft man in *Matse* ihre Blätter in einen gewissen Bach, so trägt er mit ihnen das Leiden und Leid der Menschen weg.

Die Indigopflanze, die in der Ebene und auf den Bergen gedeiht, hat für den *Ewe*er die größte Bedeutung. Aus ihren Blättern und Blüten ge-

winnt er jene unverwüstliche blaue Farbe, die in seiner Vorstellung das Bild der Ewigkeit geworden ist. Am *Agu* bedeutet der Ausdruck *tso ama me yi ama me,* „von Indigoblau zu Indigoblau" soviel als „von Ewigkeit zu Ewigkeit".

Aus der großen Zahl solcher Pflanzen, deren medizinischen Wert der *Eẁe*er erkannt hat und in Anwendung bringt, sei hier nur der *kpomi,* ein Baum mit milchweißem Safte und fliederähnlichen Blüten ge-



Fällen der Ölpalme (zu S. 21).

nannt, dessen Rinde mit Palmwein abgekocht, mit gutem Erfolg gegen Dysenterie angewandt wird.

An Kulturpflanzen haben die *Eẁe*er vier verschiedene Arten von Knollengewächsen, nämlich Yams, Stockyams, die süße Kartoffel und Taro, *mankani,* die an Geschmack und Verwendung Ähnlichkeit mit unserer Kartoffel haben. In der Religion wird der Yams für alle Götter als Opfergabe dargebracht. Ebenso wichtig für diesen Zweck sind die Körner-



Baumwollplantage Wuamme in Togo (zu S. 21).

früchte, von welchen das *Ewe*land Mais, Hirse und Reis hervorbringt. Während der Mais im ganzen Lande gedeiht, beschränkt sich der Reis auf die Berge und deren nächste Umgebung. Die Hirse war vor alters an der Küste eines der wichtigsten Nahrungsmittel, wird aber heute nur noch zu kultischen Zwecken verwendet. Den älteren Göttern werden ihre Trankopfer mmer noch in Hirsebier dargebracht.

An Obst erzeugt das *Ewe*land die Mango, eine in reifem Zustande sehr süße und schmackhafte, pflaumenartige Frucht. Der Baum ist immer grün und trägt zweimal im Jahr seine Früchte. Apfelsinen wurden bisher nur an der Küste von Eingebornen, im Innern dagegen hauptsächlich von Europäern gepflanzt. Verschiedene Limonenarten, Goaven, Sauer- und Süßsoaps, und nicht zu vergessen die Bananen und Ananas, sind bei Eingebornen und Europäern beliebt.

Von sonstigen Kulturgewächsen ist die Ölpalme, mit der große Gebiete bepflanzt sind, für das Leben des *Ewe*ers von der größten Bedeutung. An ihr kann er alles: Wurzeln, Stamm, Saft, Zweige, Blätter und Früchte verwenden. Es ist deswegen verständlich, daß in *Ho* unter einer Ölpalme die Opferschüsseln für den Himmel stehen. Saft und Früchte werden als Opfergaben verwendet und ihre Blätter haben eine das Übel vertreibende Kraft. Steigende Aufmerksamkeit wird auch einem rationellen Anbau der Baumwolle zugewendet, die im Lande heimisch ist und ein guter Ausfuhrartikel sein wird.

2. Die Tierwelt.

Hat die Pflanzenwelt schon einen tiefgehenden Einfluß auf die Gestaltung des geistigen Lebens des *Ewe*ers, so läßt sich das bei der Tierwelt in noch weit höherem Grade nachweisen. Diese ist reich und mannigfaltig. Dort haust der Büffel, welcher in kleineren Herden in gras- und wasserreichen Ebenen und Tälern weidet. Wird er geschossen, so muß für die in ihm wohnende Seele eine eigentliche Totenfeier gehalten werden. Seine Hörner werden als zauberkräftig gedacht und deswegen in der Zauberei viel gebraucht. Elefanten soll es einstens viele gegeben haben; jetzt aber sind sie ins Hinterland zurückgedrängt und nur einzelne Exemplare verlieren sich in die menschenleeren Savannengebiete am Volta und hinter dem *Agu*. Der Elefant ist das Symbol der Kraft, aber auch das der Gutmütigkeit, der sich von der kleinen Spinne überlisten läßt. Seine Zähne werden mit Vorliebe in der afrikanischen Musik verwendet.

Das hervorragendste Raubtier ist der Leopard, der in Fels- und Baumhöhlen wohnt und in dichtem Gebüsch, hohem Gras oder auf niederen Bäumen auf seine Beute lauert. Für den erlegten Leopard muß der Jäger ein Totenfest abhalten. Der Kopf des toten Tieres wird sorgfältig zugebunden, weil sein nach oben gerichteter Blick den Regen verhalten würde. Sein Fell wird häufig von Priestern getragen und Zähne und Krallen werden als Zauber verwendet.

Die vielen Antilopenarten von der Größe einer jungen Ziege bis hinauf zur Pferdeantilope sind den Menschen durch ihr Fleisch und Fell nützlich und werden eifrig gejagt. Ihren gewundenen Hörnern wird

starke Zauberkraft zugeschrieben. Den Knochen dieser Tiere opfern die Jäger von Zeit zu Zeit, um mit ihrer Hilfe die übrigen Tiere erlegen zu können. Unter den vielen Affenarten ist der Schimpanse das gefürchtetste Tier. Von den Jägern wird seine Gestalt in der unheimlichsten Weise beschrieben. Wenn er sie in seine Gewalt bekommt, raubt er ihnen den Verstand, macht sie aber auch mit dem besten Jagdzauber bekannt. Unter den Nagern ist das Stachelschwein als Höhlenbewohner dem Gott *Ɖente* geweiht.

In der Familie der Kriechtiere drehen sich die Vorstellungen der *Eweer* hauptsächlich um die Riesenschlange, welcher an der Küste und in



Jäger mit erlegtem Leopard (zu S. 21).

Matse eifrig gedient wird. Wenn sie aus den Termitenhügeln, ihrem Versteck, herausgeht, so steigt ihre Seele über die Wolken, um mit den mächtigen Geistern „im Obern" zu lustwandeln, und wenn der Regenbogen erscheint, kehrt ihre Seele wieder auf die Erde zurück.

In den Flüssen und Lagunen des *Ewe*landes gibt es eine Menge Krokodile, die schon manch einen Menschen verschlungen oder ihm Arme und Beine abgebissen haben. Trotzdem scheinen sich die Eingebornen vor dem lebendigen Tiere weniger als vor seiner Galle zu fürchten. Ich war Augenzeuge davon, wie Eingeborne in nächster Nähe dieser häßlichen Ungeheuer sich badeten. Der Erklärungsgrund hiefür liegt in dem Glauben,

daß das Krokodil nur solche Menschen angreift, die geheime Verbrechen auf dem Gewissen haben; für die Guten ist das Krokodil nicht gefährlich. Die in manchen Flüssen lebende Sirene, Seekuh, wird als Wassermensch angesehen, über den sich die Eingebornen viel Wunderbares zu erzählen haben. Die Kröte ist eine Erscheinungsform der Frau des Jenseits und wird wahrscheinlich deshalb dazu benützt, das Übel aus den Städten und Dörfern zu vertreiben.

In der Vogelwelt haben der Adler, der Aasgeier, der Schildrabe, die Nachteule, der Stundenvogel und die wilde Taube die Aufmerksamkeit der *Ewe*er besonders auf sich gezogen. Vom Adler wies Hauptmann Kling drei verschiedene Arten nach und stellte fest, daß dieselben jungen Ziegen und Schafen gewachsen sind. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß sich auch der Adler des *Ewe*landes selbst an kleine Kinder heranwagt, und die Parabel, in der der Adler ein kleines Kind wegträgt, beruht demnach nicht ganz auf Erfindung. Die Federn des Aasgeiers, eines Unglücksvogels, verwendet man häufig in der Zauberei. Der Schildrabe erfreut sich unter den *Ewe*ern einer großen Sicherheit; sein Nest wird von niemand angetastet, weil er unter den Vögeln als Zauberer gilt. Die Ursache liegt in der zufälligen Beobachtung, daß man in seinem Neste Kaurimuscheln gefunden hat. Die Nachteule verkündigt mit ihrem Geschrei den eintretenden Tod eines Menschen. Der Stundenvogel hat die Aufmerksamkeit wohl nur durch sein schönes Gefieder und sein regelmäßiges Rufen auf sich gelenkt. Die wilde Taube verkündigt den Menschen, daß viele gestorben seien und daß die Göttersklavin Zwillinge geboren habe. Sie ruft: *ame geḍewo yi ketu me*, „viele gingen in das Erdinnere", und: *Kosi dzi ve*, „die *Kosi* gebar Zwillinge".

Unter den Flattertieren war einstens der fliegende Hund Hauswächter des Gottes *Soglɛ̃*, wurde aber seines Ungehorsams wegen von ihm bestraft und streckt seither seine Füße nach oben und den Kopf nach unten.

Die Spinne übertrifft alle Tiere des Feldes an Mut und List. Sie überlistete den Leopard dadurch, daß sie sein honiggetränktes Kleid entlehnte, und den Elefanten, dessen Ohr sie als Kleid trug und nachher aß; selbst einem Häuptling versteht sie das Geld abzunehmen, das sie trotz wiederholter Mahnung nicht wieder zurückbezahlt. Vermöge ihrer Zauberkraft gelingt es ihr, dem Schwertvogel mit einem scharfen Messer den Schnabel abzuhauen und dadurch einer ganzen Stadtbevölkerung ihren sicheren Wohnsitz zurückzugeben. Durch die Spinne kamen aber auch die Wunden und selbst der Tod in die Welt.

An den Termiten sind den Eingebornen ihre hohen Bauten, ihre kunstvollen Nester und die geordnete Einrichtung ihrer ganzen Kolonie von Interesse. Die in eine Lehmzelle eingeschlossene Königin ist die Mutter der Kolonie und wird deswegen mit dem Häuptling verglichen, an dessen Dasein sich Wachstum und Gedeihen eines ganzen Stammes knüpft. Als ich vor Jahren auf einer Reise ein Termitennest untersuchte, sagte ein Mann zu mir: „In unserer Heimat zerstört man diese Hügel nicht. Sie sind *Mawu*, Gott."



Das von den Dänen erbaute Fort in Keta (zu S. 25).

Zweites Kapitel.

Die Landschaften und Siedlungsverhältnisse der Eweer.

I. Landschaften.

Das *Ewe*land hat im ganzen ungefähr 122 größere und kleinere Landschaften, von denen 16 unter englischer Oberhoheit stehen. Ihrer Lage nach lassen sie sich einteilen in Küste, Ebene und Berglandschaften.

1. Küstenlandschaften.

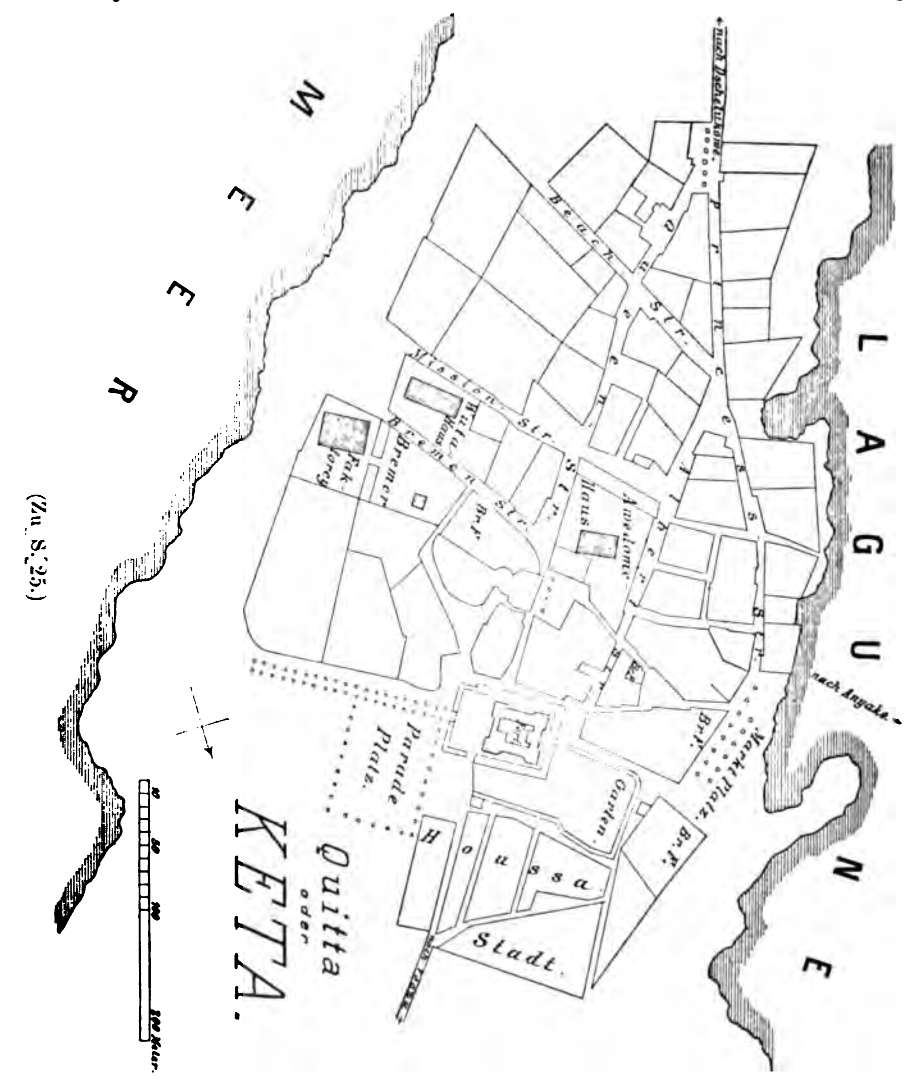
Unter den sechs Küstenlandschaften sind *Aṅlo̱*, *Be*, *Togo* und *Gḗnyi* die wichtigsten.

Aṅlo̱ liegt in der südwestlichen Ecke des *Ewe*gebiets und wird durch die *Keta*lagune in eine südliche und nördliche Hälfte geteilt. Bei einer Küstenlänge von 46 km erstreckt es sich von der Mündung des Volta bis *Kedzi* 6 km östlich von *Keta*. Die Hauptstadt dieser Landschaft ist *Aṅlo̱gă*, „groß *Aṅlo̱*", auf der Nehrung am westlichen Südrand der Lagune. Die bedeutendste Handelsstadt jenes Stammes ist *Keta (Quittah, Kwitta)*. Die Stadt ist Sitz eines englischen Beamten, der in einem von den Dänen im Jahre 1784 erbauten Fort residiert, das im 19. Jahrhundert käuflich in den Besitz der Engländer überging. Erst im Jahre 1874 wurde dieser östlich vom Volta liegende Teil von den Engländern wieder besetzt und der Goldküstenkolonie einverleibt. Auf dem der Stadt vorgelagerten Kap St. Paul unterhalten die Engländer seit einer Reihe von Jahren ein Leuchtfeuer.

Unter den verschiedenen dort ansässigen Handelsfirmen eröffnete die Firma Fr. M. Vietor & Söhne in Bremen schon im Jahre 1857 Handelsgeschäfte mit den Eingebornen und ließ sich später an allen bedeutenderen Küstenplätzen, wie *Lome* und *Aneho̱* nieder. Der jeden vierten Tag abgehaltene *Keta*markt wurde von den Inlandbewohnern häuptsächlich seiner

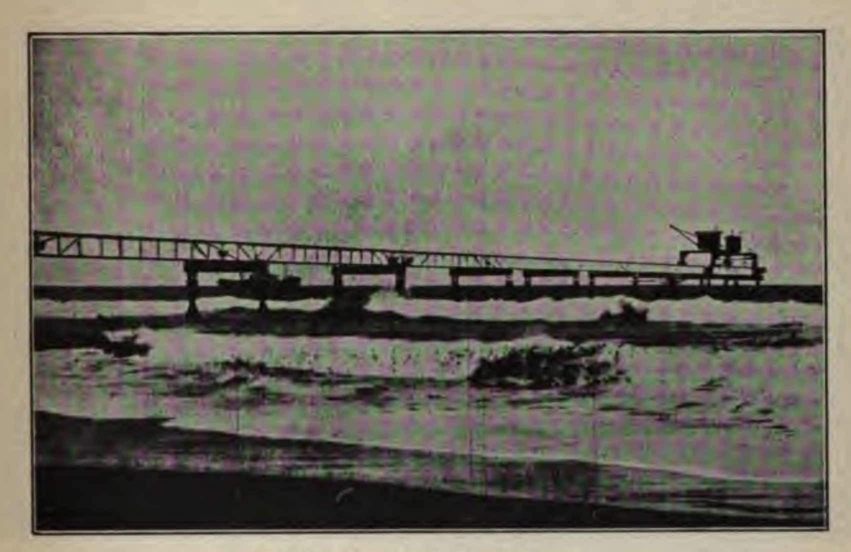
Fische wegen gerne besucht. Seit 1853 arbeitet in *Keta* die evangelische Norddeutsche und seit 1890 eine von Lyon aus geleitete römisch-katholische Mission.

Etwa 35 km östlich von *Aṅlo* liegt die Landschaft *Be* mit der Königsstadt *Begã*, „Groß-*Be*“. Die bedeutendste Stadt ist *Lome*, ein einstiges



Fischerdorf, jetzt der Sitz des deutschen Gouvernements von Togo. Im Jahre 1884 unter deutsche Schutzherrschaft gestellt, blühte der damals noch kleine Handelsplatz rasch auf. Gegenwärtig treiben zwölf europäische und sechs eingeborne Handelsfirmen ihre Geschäfte in *Lome*. Die Stadt zählte am 1. Januar 1905 5784 einheimische und 125 europäische Einwohner.

Im Kalenderjahr 1904 liefen 178 Schiffe auf der Reede von *Lome* an, die einen Gehalt von 279 587 Registertonnen hatten. Zur Erleichterung der Landung von Menschen und Waren erbaute die deutsche Regierung eine am 27. Januar 1904 eingeweihte Landungsbrücke, über deren Nutzen nur eine anerkennende Stimme herrscht. Mußte man früher durch die stets gefährliche Brandung von *Lome*, so kann man jetzt über den brausenden Wogen auf der Brücke trockenen Fußes an Land kommen und die Gefahren der Brandung von *Lome* sind jetzt wie nicht mehr vorhanden. Gingen früher 5—6 % der Waren in der Brandung verloren, ganz abgesehen von dem großen Prozentsatz beschädigter Sachen, so wurden 1904 an 172 Betriebstagen 8297,4 Tonnen und 6602,2 cbm befördert, von denen nur 8,15 Tonnen oder 0,05 % verloren gingen, während Beschädigungen durch Seewasser



Die Landungsbrücke in Lome.

überhaupt nicht festgestellt wurden. Der Verkehr mit dem Hinterlande vollzog sich bis jetzt auf zwei breiten Straßen, deren eine über *Kpalime* nach *Kpando* und die andere über *N̈otsie* nach *Atakpame* und von dort weiter ins Hinterland führt. Die Straßen verzweigen sich im Hinterland und erleichtern so den Verkehr der Inlandbewohner mit der Hauptstadt. Seit dem 18. Juli 1905 ist die erste Eisenbahn in Togo, welche *Lome* mit der etwa 40 km östlich gelegenen Küstenstadt *Aneho* verbindet, dem öffentlichen Verkehr übergeben und befördert täglich etwa 200 Eingeborne als Fahrgäste. Eine Inlandbahn von *Lome* nach dem 122 km entfernten *Agome-Kpalime*, dem Hauptort des fruchtbaren und dichtbevölkerten Misahöhebezirkes, ist im Bau; die Teilstrecke *Lome-N̈oewe* wurde am 27. August 1905 im Beisein der auf einer westafrikanischen Studienreise befindlichen Reichstagsabgeordneten eröffnet, die Vollendung

der Bahn ist bis Ende 1906 zu erwarten. Die schönsten Gebäude der Stadt sind der Palast des Gouverneurs, die römisch-katholische Kirche und die im Bau begriffene Kirche der Norddeutschen oder Bremer Missionsgesellschaft. Damit sind auch schon die beiden Missionen genannt, welche in *Lome* und seinem Hinterlande arbeiten. Zu dem ausgedehnten Schulwesen beider Missionen wurden in den letzten Jahren noch zwei Regierungsschulen zur Heranbildung eingeborner Beamter eröffnet.

Die östlich von *Be* liegende Landschaft *Togo* verdankt ihre Bedeutung hauptsächlich dem Umstande, daß sie seinerzeit zuerst die deutsche Flagge annahm, infolgedessen die ganze deutsche Kolonie mit ihrem Namen benannt wurde.

Gẹnyi, „das untere *Gẹ*", liegt zwischen *Togo* und dem *Mọnọ*fluß.



Die Hamburger Straße in Lome 1903 (zu S. 26).

Seine Bevölkerung sind Einwanderer aus *Akra*, die infolge unglücklicher Kriege mit *Akwamu* ihre Heimat verließen und an ihrem heutigen Wohnsitz einen Zufluchtsort fanden. Die ersten Auswanderer bestanden in der Schwester eines Häuptlings, die im Jahre 1660, nachdem sich ihr Bruder, durch den Volkswillen gezwungen, hatte das Leben nehmen müssen, mit zwei seiner Söhne nach Klein-Popo zog. Im Jahre 1680 folgte ihr ein großer Volksteil von *Akra* unter der Führung des Königs *Asañmọ* nach. Nach Vertreibung der *Be*er ließ er sich in *Aneḥọ* nieder, gewann bald darauf einen glänzenden Sieg über den König von *Dahome* und wurde infolgedessen ein naher Verbündeter dieses Königs. Erst im Jahre 1733 fand eine dritte Einwanderung statt. Die engen Beziehungen dieser Einwanderer zu *Dahome* haben ohne Zweifel einen starken Einfluß auf sie und ihre Sprache gehabt.

Plan von Lome 1896 (zu S. 26).

Aneho, früher Klein-Popo, war etwa ein Jahrzehnt Sitz der deutschen Regierung und ist jetzt nach ihrer Übersiedlung nach *Lome* noch Sitz eines Bezirksamtmannes, der in *Sebbe* hinter der Lagune die Regierungsgeschäfte wahrnimmt. Hervorzuheben ist noch das unter der Leitung von Stabsarzt Dr. Wicke erbaute Krankenhaus, das den Namen des Afrikaforschers Dr. Nachtigal trägt, der im Juli 1884 an der Togoküste die deutsche Flagge hißte. In unmittelbarer Nähe der französischen Grenze hat *Aneho* auch als Handelsplatz eine große Bedeutung, was schon daraus hervorgeht, daß im Jahre 1904 dort 110 Schiffe anliefen.



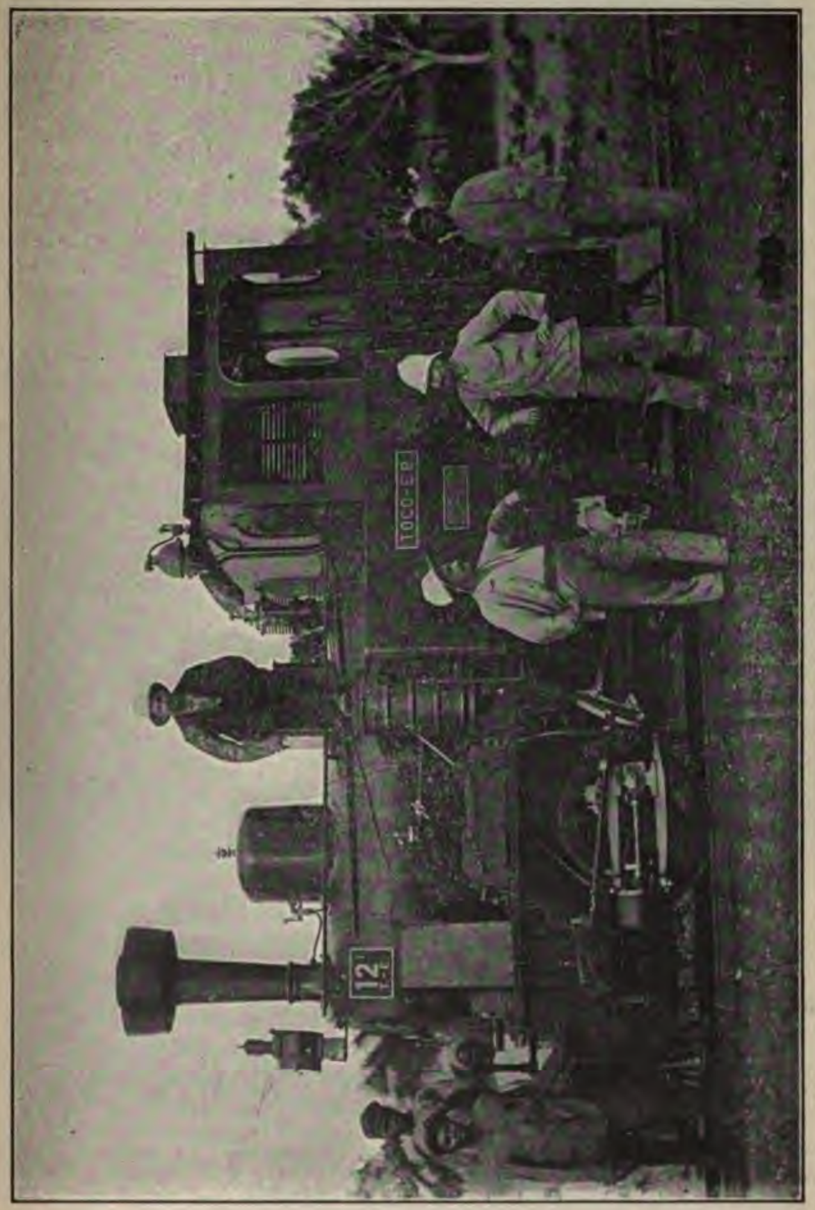
Das Nachtigal-Krankenhaus in Aneho.

2. Landschaften in der Ebene.

Unter den Landschaften in der Ebene kommen für unsern Zweck nur der *Aḍaklu, Agotime, Ṅotsie* und etwa *Tado* in Betracht, ferner die an dem Nordrand der Ebene liegenden Gebiete: *Abutia, Sokode, Ho* mit *Kpeñoe* und *Akoviewe*, sowie *Taviewe, Matse, Tanyigbe, Nyive* und *Akrofu*.

Der *Aḍaklu*stamm ließ sich bei seiner Einwanderung um den gleichnamigen Berg herum nieder. Acht Städte liegen am Fuße des Berges und ein Dörfchen, *Bludome*, soll auf seiner Spitze sein. Bis zum *Taviewe*-krieg im Jahre 1888 durfte kein Fremder den Berg besteigen, weil derselbe ihr größter *trō̃* ist und in Kriegszeiten für die *Aḍaklu*er eine sichere Zufluchtsstätte bot. In dem genannten Jahre durchbrach ein englischer Beamter

den alten Bann und bestieg den Berg als äußeres Zeichen dafür, daß derselbe fortan für jeden Europäer zugänglich sei. Das Land ist am Fuße



Die erste Lokomotive der Bahn Lome—Aneho (zu S. 27).

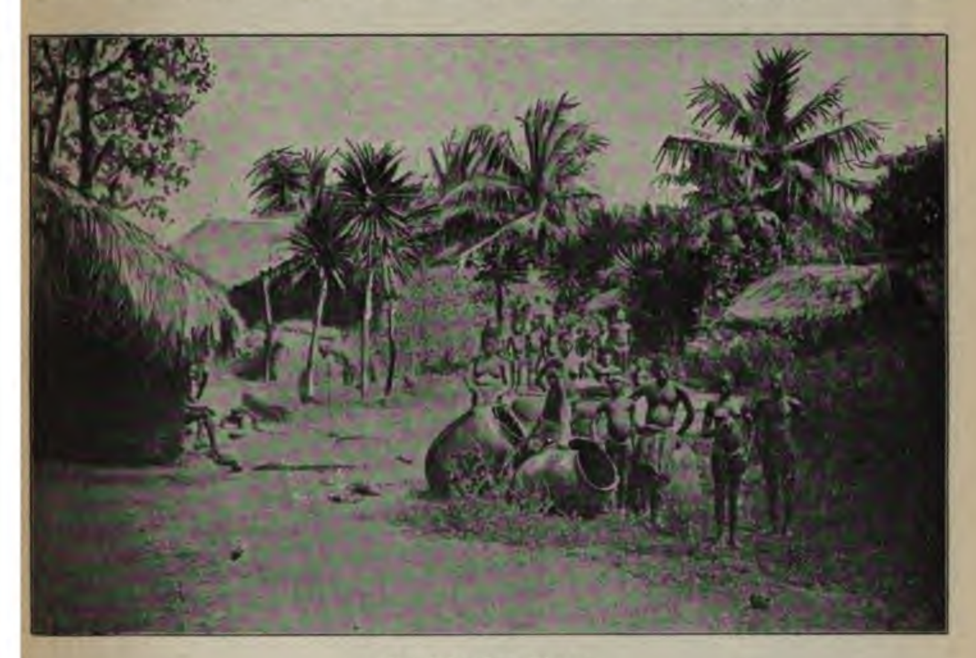
des Berges fruchtbar, wird aber in einiger Entfernung schon mager und ist mit vielen Fächerpalmen bewachsen. Die Bevölkerung treibt Ackerbau,



Togo (zu S. 28).

Weberei und etwas Handel. Der Ackerbau wird jedoch durch die sehr im Vordergrund stehende Palmweinbereitung vernachlässigt. Der Charakter der *Aḍaklu*er ist bei äußerer Freundlichkeit innere Unentschlossenheit, die zuweilen mit heimtückischem Wesen viel Ähnlichkeit hat.

Agotime, auf beiden Seiten des *Todzieflusses*, liegt östlich vom *Aḍaklu-* und südlich vom *Agu*berg. Sein Name sagt, daß jene Landschaft reich mit Fächerpalmen bewachsen sei; denn *Agotime* bedeutet: „unter den Fächerpalmen." Von seinen sieben Städten haben *Kpetoe* als Häuptlingsstadt und *Aẃegãme* seines *Yeẃe*klosters wegen einige Bedeutung erlangt. Seine Bewohner,[1]) einst aus *Adañme*, in der Nähe des *Kroboberges*, aus-



Dorf in der Ebene.
Im Vordergrunde liegen zwei große Tontöpfe.

gewandert, treiben Ackerbau und Kleinviehzucht, legen aber besonderen Wert auf den Handel, durch den sie es zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben. Ihre Muttersprache, *Adañme*, hat sich bis heute hauptsächlich in *Aẃegãme* erhalten und scheint in den andern Städten mehr und mehr der *Eẃe*sprache weichen zu müssen.

Die zahlreiche Bevölkerung der Landschaft *Agu* wohnte in früherer Zeit auf dem Berge, wo sie die ersten Missionare der Norddeutschen Mission noch antrafen. Die Häuptlingsstadt *Nyogbo* z. B. befand sich an dem nordwestlichen Bergabhang in einer Höhe von 880 m. Wegen fortgesetzter

[1]) In der Mitte des 18. Jahrhunderts.



Priester mit Leopardenfellen bekleidet auf dem Aguberg (zu S. 35).

Streitigkeiten mit den *Kebu*ern zogen sie in die Ebene herunter und ließen sich am Fuße des Berges nieder. Ihre Priester, mit denen sie ebenfalls auf gespanntem Fuß gelebt hatten, blieben zurück und legten ein eigenes Dörfchen an, das sie *Mawuwe*, „Gottesplatz", nannten. Von jenem, das Ganze beherrschenden Punkte aus, übten sie eine das gesamte Volksleben umspannende Herrschaft, die niemand eine freie Bewegung gestattete. Die Priesterhütten waren auffallend klein, und ihre vornehmsten Insassen trugen Leopardenfelle auf dem Rücken. In den letzten Jahren verließen aber auch sie ihren Gottesplatz, um sich bei ihren Stammesgenossen in der Ebene anzusiedeln. Gegenwärtig sind nur noch einige *Kebu*dörfer auf dem Berg, deren höchstes 790 m ü. d. M. liegt und etwa 100 Hütten zählt. Die vier



Straße in Ahoe (zu S. 36).

andern Familienteile der *Agu*er wohnen rings um den Berg herum auf einem sehr fruchtbaren Lande, das alle dem *Ewe*er nützlichen Gewächse erzeugt. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, Öl- und Palmweinbereitung, sowie Jagd und etwas Weberei.

Ṅọtsie kommt hier als Wiege der *Ewe*er und *Tado* für die westlichen Gebiete nur seines Namens wegen in Betracht, der dort verschiedenen Göttern als Eigenname beigelegt wird.

Abutia mit den drei Städten: *Toti*, *Agọve* und *Kloe* liegt am südlichen Fuß eines niedrigen Bergzuges westlich von *Ho*. Das nicht besonders fruchtbare Land nötigt seine Bewohner, sich ebenso stark dem Handel als dem Ackerbau zuzuwenden. Ihr Haupthandelsartikel ist Salz, das sie von

Adidome und *Bato̱* her auf den Markt bringen. Viele seiner Stammesglieder gehen auch hinüber in das *Tsi*gebiet, wo sie sich oft lange Zeit aufhalten und der Weberei obliegen.

So̱ko̱ḍe, 8 km östlich von *Abutia*, liegt auf einem wasserarmen, grasbewachsenen Durchbruch des *Abutia-Tavieʋe*-Bergzuges. Im *Asante*krieg verlor der Stamm durch List der *Asante*er viele seiner Glieder, weshalb es heute nur noch aus den zwei kleinen Städten *Deme* und *Kpakple* besteht, die zusammen nicht mehr als etwa 200 Hütten zählen. Seine Bewohner treiben Ackerbau, Weberei und etwas Handel.

Ho mit seinen vier Städten: *Wegbe (Dome), Banyakoe, Ahliha* und *Aḥõe* liegt 8 km östlich von *So̱ko̱ḍe* auf einem trockenen, grasbewachsenen



Straße in Ahliha (zu S. 38).

Gebiet am Fuße des *Tavieʋe*bergs. *Ho* ist also nicht der Name eines heidnischen Dorfes, sondern der des ganzen Stammes. Das Wort bedeutet zunächst nichts anderes als einen Haufen dürres Gras. Der Bauer in der Ebene legt seinen Acker jedes Frühjahr an einem anderen Platze an, der ganz mit hohem Gras bewachsen ist. Dieses Gras wird ausgehackt und heißt dann *ho*. Wenn auf Haufen zusammengeworfen, wird es der Bergungsort für die kleine Hacke und das Buschmesser. Unter demselben Gras halten sich aber auch Schlangen und Skorpione auf. Wer das Gras wegschafft, muß auch gewärtig sein, daß er von einem Skorpion gestochen oder von einer Schlange gebissen wird. Mit diesem Namen sagt der *Ho*er: „Als ein Haufen dürres Gras nur werden wir von unsern Feinden angesehen; aber,“



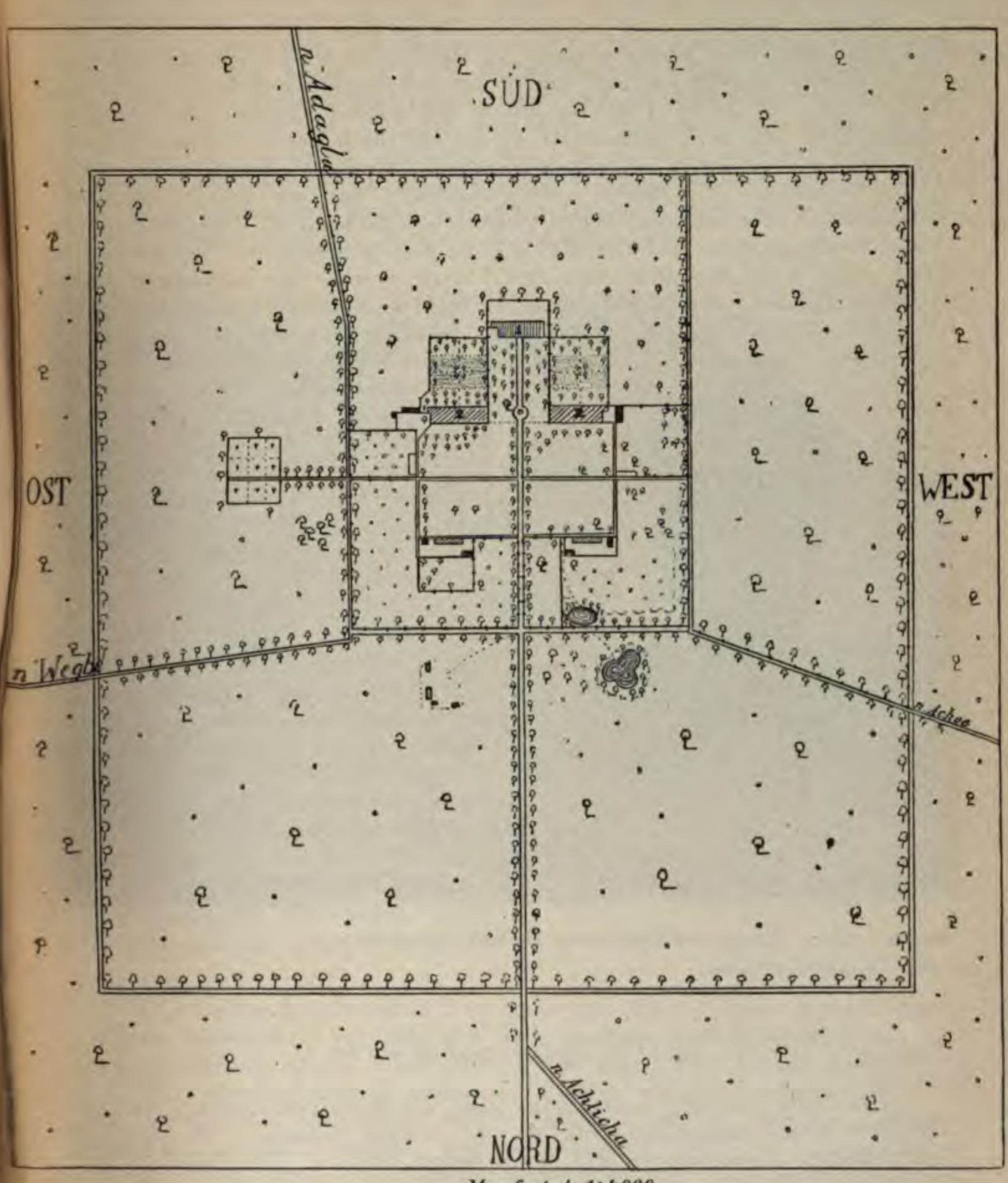
Der König Mote Kofi von Ho mit seiner Hauptfrau. † 1884 (zu S. 40).
Das Holz *(aḍuẁāti)* im Munde der Frau wird zum Reinigen der Zähne gebraucht.

so setzt er warnend hinzu, „hütet euch, denn es ist eine Kraft in uns verborgen, die sich an jedem rächt, der uns aus unseren Wohnstätten vertreiben will!“ Der Schwerpunkt von *Ho* liegt, von der Missionsstation abgesehen, in *Wegbe*, der Königsstadt, und *Banyakoe*, der Marktstadt. Dichte Palmen- und schöne Laubholzwälder gibt es in *Ho* nicht, weshalb auch die Beschaffung des Brennholzes für Fremde immer mehr mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Die *Ho*er sind fleißige Ackerbauern und Weber, unter denen das Wort „faul“ zu der schimpflichsten Bezeichnung gehört, die einem Manne gegeben werden kann. Der Stamm besteht aus drei verschiedenen Elementen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte unter



Missionsstation in Ho (zu S. 40).

vielen inneren und äußeren Kämpfen zu einem Stammesganzen zusammengeschlossen. Das älteste Glied ist *Banyakoe* mit *Ahliha*, welche Städte ursprünglich beisammen gewesen sein sollen. Die *Ahọ*er kamen erst in späterer Zeit aus *Yeviewe*, einem östlichen Nachbarstamm, aus dem sie ihres schlechten Charakters wegen vertrieben wurden. Zu ihnen gesellten sich als Dritter im Bunde die Einwohner von *Wegbe*, d. h. (solche, die) „die *Ewe*sprache“ (erlernen mußten). Die Stadt heißt auch *Dome*, „dazwischen“, weil ihre Einwohner inmitten der *Ho*er ihre Heimstätten errichten durften. Ihre Heimat ist *Krọbọ*, von wo sie infolge eines unglücklichen Krieges ins *Ewe*land auswanderten. Merkwürdigerweise bekam gerade dieser jüngste und fremde Stammesteil die Macht in die Hand. Unter seinen Königen



Maafsstab 1:4000

Plan der Missionsstation Ho (zu S. 40).

war *Mote Kofi*, Vater des jetzigen Königs, entschieden der tüchtigste, dessen Einfluß heute noch im Stamme nachwirkt.

Schon im Jahre 1859 kamen die *Ho*er dadurch in Berührung mit den Europäern, daß Missionare der Norddeutschen Missionsgesellschaft ihre Arbeit dort in Angriff nahmen, indem sie eine Station gründeten. Dieselbe wurde aber im Jahre 1869/70 durch die wilden Horden der *Asante*er zerstört, und erst 1876 erstand sie wieder aus ihren Ruinen. Dem Christentum und der christlichen Religion gegenüber verhielt sich dieser Stamm lange Zeit ablehnend. Mit dieser Verschlossenheit war ein leidenschaftliches Festhalten an den herkömmlichen Gebräuchen verbunden. Die Hauptstütze dieser Stellungnahme war der König *Mote Kofi* gewesen, der es verstanden hatte, sein Volk für alles von den Vätern ererbte zu begeistern. Sein Nachfolger *Kumi*, ein schwächlicher Charakter, verhielt sich zwar ebenso ablehnend zu dem Christentum, hatte aber nicht den überwiegenden Einfluß auf seinen Stamm, weshalb seine Regierungszeit sich durch viele Übertritte zum Christentum auszeichnet. Mit der Aufnahme des Evangeliums erschlossen sie sich allmählich auch für die Kultur und erlernten das Holzsägen, das Maurerhandwerk und die Tischlerei.



König Kumi von Ho, † Oktober 1898.

Die 4—6 km nordöstlich von *Ho* liegenden *Kpeṅoe*- und *Akovieẉe*-städte bildeten ursprünglich mit *Banyakoe*, *Heve* und *Ahliha* zusammen den eigentlichen *Ho*stamm. Etwas weiter nordöstlich liegt an dem linken Ufer des *Todzie*flusses die Landschaft *Nyive*, „Elefantenwald", die sich schon im Jahre 1730 unter der Führung ihres Königs *Foli* in einen großen Krieg gegen *Atikpui* am *Agu*, sowie gegen die *Akwamu*er eingelassen hatte. Heute ist es nur noch ein unbedeutender Ort auf dem Weg nach *Agome-Kpalime*.

3. Die Berglandschaften.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Berggegenden am stärksten bevölkert sind. Allerdings sind es nur wenige Stämme, die auf den plateauartigen Ausweitungen der Berge selbst wohnen. Zu ihnen gehören die Stämme *Goviẹwe*, *Avatime*, *Logba*, *Agome*, *Kuma*, *Leklebi* und *Däyi*; aber auch bei diesen Stämmen ist ein entschiedener Zug nach der Ebene zu bemerken, wie das bei *Goviẹwe*, *Wodze* und der Bevölkerung des *Adaklu* und *Agu* deutlich zu sehen ist. Die weitaus größere Zahl der Bergstämme

liegt am südlichen und nördlichen Fuß der Berge oder in den fruchtbaren Talebenen der Flüsse *Däyi* und *Tsawoe*.

Die Bewohner der Berglandschaften sind im allgemeinen fleißige Bauern, die ihre Äcker teils an steilen Bergabhängen, teils auch in der Ebene anlegen und sich von Yams-, Reis- und Maisbau ernähren. In ihren schönen Talgründen gibt es noch viel Wild, wodurch ihnen bisher immer eine ergiebige Jagdbeute gesichert war. In neuerer Zeit haben sich die Bewohner einzelner Berglandschaften unter Vernachlässigung des Ackerbaus sehr dem lohnenden Handel ergeben. Genannt seien die Landschaften *Taviewe, Matse, Tanyigbe, Dodome, Klewe* und *Ziavi*.



Rodung des Waldes zum Yamsbau.

Die beiden Landschaften *Taviewe* und *Matse* liegen in einem engen Bergtale nordöstlich von *Ho*, wo sich einstens ihre Bewohner mit dem ausgesprochenen Zweck niederließen, dort gegen ihre Feinde gesichert zu sein. Nur die Webervögel, sagten sie, können sie dort erreichen; Feinden aber werde das unmöglich sein. Ihre früher als grausam bekannte Bevölkerung treibt Ackerbau, liegt aber hauptsächlich der Mattenflechterei ob. Daneben betreiben sie das Schmiedehandwerk, etwas Jagd und Kleinviehzucht. In *Matse* besonders steht die Mattenflechterei auf Kosten des Ackerbaus sehr in Blüte. Heute besteht an beiden Orten je eine Schule.

Dodome liegt auf der Spitze des grasbewachsenen *Abutia-Taviewe*-Bergzuges, der dort in dem *Labu*berg eine Höhe von etwa 500 m erreicht.

Die Bevölkerung war in früheren Jahren sehr scheu, scheint sich aber durch fleißigen Ackerbau auszuzeichnen. Ihre Feldarbeit gestaltet sich dadurch sehr mühsam, daß sie ihre Farmen in der Ebene anlegen und deswegen täglich an den steilen Bergabhängen auf- und abklettern müssen.

Tanyigbe ist auf einem Ausläufer desselben Bergzuges gelegen.

Siavi und *Klewe* sind die nächsten Nachbarn der *Ho*er, die am nördlichen Abhang des *Taviewe*berges ihre Städte erbaut haben.

II. Siedlungsverhältnisse.

Im Blick auf die Siedlungsverhältnisse werden wohl am ge-



Schmiede im Eweland (zu S. 41).

eignetsten Siedlungs-Gebiet, -Form und -Weise unterschieden. Wer das *Ewe*land öfter zu bereisen Gelegenheit hatte, ist sich darüber klar geworden, daß sich die meisten Ansiedlungen an der Küste, am Süd- und Nordrand der Ebene, an den Flußufern und am Fuß der Berge befinden. Dabei ist zu bemerken, daß in der Ebene die Dichtigkeit der Bevölkerung von West nach Ost zunimmt. Im Küstengebiet wohnen zwischen Volta und *Mono* rund fünfzig größere und kleinere Stammesfamilien. Soweit dieselben Zugang zum Meer und zu den Lagunen haben, sind sie fleißige Fischer, die die gefangenen Fische in getrocknetem Zustand auf den Märkten des Hinterlandes verkaufen. Günstige Existenzbedingungen waren auch in der Nähe der Flüsse gegeben, wo nicht nur fruchtbarer Boden, sondern auch

die Möglichkeit verlockend war, sich aus dem Flusse stets mit frischem Fleisch zu versorgen.

In der Mitte der Ebene wohnen von Südwesten nach Nordosten etwa siebzehn Stämme, die ausschließlich Berge (*Aḍaklu* und *Agu*) und Flußufer als Wohnsitze erwählt haben. Am Nordrand der Ebene leben achtundzwanzig Stämme, in den Bergen acht und in der *Dǎyi*ebene neunzehn.

In Beziehung auf Siedlungsformen unterscheidet die Sprache Städte (Dörfer), Weiler und Höfe. An der Küste sind die größeren Städte mit europäischer Anlage hauptsächlich dem regen Handelsverkehr zu verdanken. In ihrem Umkreis gibt es volkreiche Dörfer mit engen und



Marktbesucher in Landesböten am Lagunenufer (zu S. 42).

unregelmäßig angelegten Gassen, die auf freie Plätze führen, auf denen gewöhnlich ein Schattenbaum oder etliche Palmen stehen. Hier tummeln sich bei Tage die Kinder und führen die Erwachsenen in den Nachtstunden ihre Spiele auf. In den holzarmen Gebieten der Küste wird als Baumaterial hauptsächlich gestampfte Erde für die Mauern verwendet. Das Holzwerk besteht aus gespaltenen Fächerpalmen, und die Dächer werden mit Gras und Schilf bedeckt, das an den Ufern der Lagune wächst. Einem Fremden fällt in den Küstenstädten die eigenartige Mischung von Winkel- und spitzzulaufenden Dächern auf. Die ersteren haben steile Flächen und sind zuweilen an den Enden der Firstlinie abgewalmt. Auffallend ist, daß das

einer Frau gehörige Haus stets ein kegelförmiges, das Haus des Mannes dagegen immer ein Winkeldach hat.

Die Städte der nördlichen Teile des *Ewe*landes unterscheiden sich von denen der Küste nach verschiedenen Seiten hin. Die Häuser gruppieren sich gewöhnlich um eine breite Dorfstraße, in deren Mitte große Schattenbäume stehen. Es sind das die Unterhaltungs-, Rats- und Spielplätze der Dorfbevölkerung. Die Mauern werden dadurch hergestellt, daß Stangen in die Erde gestoßen, Palmäste der Länge nach an dieselben gebunden und diese dann mit Lehm beworfen werden. Die



Einblick in ein Gehöft (zu S. 43).
Die Frau mit Zurüsten zum Kochen beschäftigt, von Schafen und Enten umgeben.

Dachform ist ausschließlich die des Winkeldaches. Die Zahl der Hütten eines Gehöftes ist bedingt durch die Anzahl der Frauen, die der Eigentümer besitzt. In den fremdsprachlichen Gebieten *Sandrokofi* und *Akpafu* sind nur die Reisbehälter mit Gras, die flachen Dächer der Wohnhäuser dagegen mit festgestampfter Erde bedeckt.

Schon wenige Kilometer hinter dem Küstengebiet beginnen die vielen kleinen Weiler, die durch zahllose Fußpfade, auf welchen sich ein Fremder nicht mehr zurechtfindet, untereinander verbunden sind. Es sind das Plantagendörfer von drei bis acht Hütten, auf denen die Bauern das

umliegende Land in Kultur nehmen. In früheren Jahren waren diese Weiler von den Inlandbewohnern deshalb gefürchtet, weil sie sich hie und da in diesem Netz von Pfaden verirrten, dann von den Bewohnern gefangen und erst gegen hohes Lösegeld freigegeben oder aber verkauft wurden.

Im Innern errichtet der Bauer auf seinem Acker gewöhnlich nur eine einfache Schutzhütte, welche meistens durch zusammengesteckte Äste der Ölpalme nach außen abgeschlossen wird. Hier kocht der Bauer sein einfaches Mittagsmahl, legt sich über die heißen Mittagsstunden schlafen, bringt auch zuweilen Tage und Wochen lang die Nächte darin zu. Solche



Der Ratsplatz in Akpafu (zu S. 44).

Höfe, *agbletawo,* stehen immer nur solange, als das umliegende Land unter Kultur genommen ist. Außer ihnen gibt es auch Einzelhöfe, die ihr Dasein nicht der Kultur, sondern einem in der Stadt ausgebrochenen Streite verdanken. Manche Familien entziehen sich gehässigen Angriffen häufig dadurch, daß sie sich auf ihr Familienland zurückziehen und dort einige Hütten errichten, in denen sie im Frieden leben können.

In engem Zusammenhang damit steht die Art und Weise, wie die Besiedlung des Landes vor sich gegangen ist. Als die Stämme allmählich ihre festen Wohnsitze eingenommen hatten, zweigten sich immer wieder einzelne Familienteile, sei es veranlaßt durch Streitigkeiten und

Krieg oder durch mangelnde Existenzbedingungen, von ihnen ab. Der Grundstock des *Aḍaklu*stammes z. B., der sich am Fuß des Berges niedergelassen hatte, bevölkerte allmählich einen großen Teil der südlich davon sich ausbreitenden Ebene. Dazu kam immer wieder von Zeit zu Zeit



Ein Plantagendorf in Volo (zu S. 44).

neuer Zuzug aus dem Westen, wie z. B. *Aneḥo*, *Agọtime* und *Avatime* das beweisen. Jedenfalls bestand die Siedlungsgeschichte des *Ewe*landes Jahrhunderte hindurch in nichts anderem als in einem Kommen, Landbesetzen uud Wiederverlassen, Streiten und Kriegen solange, bis ein Stärkerer über sie kam.

Drittes Kapitel.

Das Volk der Eweer.

I. Die geschichtliche Vergangenheit.

Die ältesten geschichtlichen Erinnerungen des *Ewe*volkes sind sagenhafter Natur und verdienen nur in sofern Beachtung, als die Aussagen der verschiedenen Stämme miteinander übereinstimmen. Aber auch unter dieser Voraussetzung ist den Vermutungen, wie es gewesen sein könnte, noch viel Raum gegeben.

Die Erzählungen stimmen darin überein, daß das Volk der *Ewe*er in seinen heutigen Wohnsitzen keine Urbevölkerung, sondern vor langer Zeit aus dem Nordosten eingewandert ist. Die meisten suchen ihre gemeinsame Heimat im Nigerbogen, wo sie in stark befestigten Städten gewohnt haben. An die nicht mehr kontrollierbaren Namen *Ketu*, *Ayo̱* und *Aḏaḏam* knüpfen die Erzähler die Vermutung, daß dort der Entstehungsplatz der Menschen gewesen sei.

Von ihrem Ursitz *Ketu* wanderten ursprünglich zwei zahlreiche Sippen aus; die eine zog nach Südwesten und teilte sich in die Gebiete *Tado* am *Mo̱no̱* und *Ṅo̱tsie* zwischen dem *Haho* und *Zio̱*, die andere nahm ihren Weg nach Westen und ließ sich in der Gegend des heutigen *Adele* nieder, wo sie ihren Sitz *Dogbonyigbo* nannte. Wie lange ihr Aufenthalt dort dauerte, läßt sich nicht mehr feststellen. Die zu *Dogbonyigbo* gehörigen Stämme sollen *Aṅlo̱*, *Be* und *Fõ̱* gewesen sein. Der unter ihnen ausgebrochenen Streitigkeiten wegen trennte sich *Fõ̱* von ihnen, zog nach Süden und gründete *Ẃla* in *Dahome*. Aber auch die andern machten sich auf die Reise und suchten ihre Bruderstämme in *Ṅo̱tsie* auf. Lange Zeit scheinen sie mit ihnen zusammen gewohnt und sich unter dem Regiment guter Könige glücklich gefühlt zu haben. Durch eine Verheiratung des Königs *Asimaḏi* aus *Tado* mit einer Schwester eines Häuptlings der *Dogbonyigbo*er, namens *Ẃenya* kam es zu Thronstreitigkeiten, die damit endeten, daß der dieser Ehe entsprossene Sohn *Sri* König der *Dogbonyigbo*er wurde. Das erweckte den Neid des *Ṅo̱tsie*königs *Ago̱ko̱li*, der sich allmählich zu grausamer Verfolgungswut steigerte. Derselbe ließ

z. B. seine Häuptlinge, die ihm nicht zu Willen waren, töten, und nur ein einziger entkam dem Blutbad. Später ließ er seinen Untertanen Dornen in den Lehm werfen und zwang sie, denselben zu treten. Dazu kam noch, daß die stark sich vermehrende Bevölkerung sich gegenseitig das Leben schwer machte. Diese Umstände führten schließlich zu einer Trennung, die aber nicht durch einen offenen Bruch, sondern durch List bewerkstelligt wurde. Die Frauen hatten Befehl erhalten, alles Wasser, das sie ausgießen, an die dicken Erdmauern der Stadt zu schütten, damit dieselben aufweichen und dann umgeworfen werden könnten. Im bestimmten Augenblick wurde die Mauer mit einem Dolch untergraben, dann hielt ein Häuptling den Dolch in die Höhe und betete: „Gott, öffne uns das Tor, damit wir hinausgehen können!" Andere stemmten sich mit aller Macht gegen die Mauern und warfen sie um. Unter Vorantritt der Frauen und Kinder setzte sich der Zug in Bewegung; die *Dogbonyigbo*er nahmen ihren Weg nach Süden an das Meer, während die andern in der Richtung nach Westen wanderten, wo sich die einen die Gebiete an den Bergen und in der *Däyi*ebene, die andern aber den Nordrand der Ebene, *Aḍaklu* und die Voltagebiete, als Wohnsitze erwählten.

Die Küstenstämme hatten in der Folgezeit Kriege mit *Dahome* und *Gẽnyi*, *Adā* und *Agave*, deren schließliche Folge die Errichtung des Forts in *Keta* durch die Dänen war. Die Inlandstämme dagegen mußten den *Akwamu*ern in ihren Sklavenkriegen Heerfolge leisten. Diese Stellung empfanden sie nach und nach aber als unerträgliche Last, die sie unter der Führung des Königs *Kwadzo De* von *Peki* in den Jahren 1828 bis 1833 in einem siegreichen Krieg abschüttelten. Die letzten Nachwirkungen jener alten Kriege bestanden im *Asante*krieg 1869—73, in dem die *Aṅlo*er an der Seite der *Asante*er gegen ihre eigenen Stammesbrüder kämpften. Wenn auch jener Krieg für die *Ewe*er ungünstig ausfiel, so hatte er doch zur Folge, daß sie sich ihrer gemeinsamen Aufgaben bewußt wurden, die, wenn auch langsam, zu einer allmählichen Einigung führten. Den europäischen Regierungen aber war es vorbehalten, die *Ewe*stämme ganz zur Ruhe zu bringen und sie für die friedliche Entwicklung des Landes unter Mithilfe der Mission zu erziehen.

II. Die Kultur.

A. Die materielle Kultur.

Aus dem bisher schon Mitgeteilten ist zu ersehen, daß die *Ewe*er in Ackerbau, Viehzucht und Handwerk zwar eine gewisse Kulturhöhe erreicht haben, dann aber auf einem Punkte stehen geblieben sind. Die Hacke und der Webstuhl von heute sind noch ganz ebenso wie vor hundert Jahren.

1. Der Ackerbau.

Es ist ein entschiedener Vorzug des *Ewe*volkes, daß der Ackerbau überall in großem Ansehen steht. Als Beweis dafür darf nicht nur die saubere Bestellung der Felder, sondern auch die Tatsache angesehen werden,



Yamsgraben (zu S. 50).

daß sich an der Feldarbeit im Innern Männer und Frauen gleichmäßig beteiligen. Die Männer besorgen die schwereren Geschäfte, wie z. B. das Stangenstoßen zum Yams. Auf jeden Beobachter wird es einen angenehmen Eindruck machen, zu sehen, wie im Frühjahr der Mann zusammen mit Frauen und Kindern das Land urbar machen, wie sie miteinander den Yams pflanzen und endlich auch bei der Ernte zusammen helfen.

Auffallend ist es, daß in den urgeschichtlichen Erinnerungen der *Eweer* nie der Mais und Yams, sondern immer nur die Bohnen genannt werden. Den Namen *ayigbe* z. B., mit dem die *Gẽer* die *Eweer* benennen, führt die Volksetymologie von der Küste an bis zur Nordgrenze des *Ewe*gebiets darauf zurück, daß sie einst auf ihrer Wanderung von ihrer Urheimat her Bohnenäcker angelegt und auf deren Ernte gewartet haben. Inzwischen seien die *Gẽer* weitergezogen; sie selbst aber haben sich teilweise dauernd dort niedergelassen. Damit stimmt die Erzählung der *Ho*er überein, daß sie in *Ŋotsie* noch keinen Mais gehabt, sondern ihn erst später von den Europäern bekommen haben. Auch der Yams wurde aller Wahrscheinlichkeit nach erst später entdeckt. Die Yamsart *hlo* z. B. findet man noch heute wild in den Wäldern, wo er erst in den schlimmen Zeiten des *Asante*krieges gefunden wurde. — Unter den Trankopfern der ältesten Götter wird immer nur *liha*, „Kornbier", erwähnt. Bei Korn ist wahrscheinlich an Hirse oder Reis zu denken, den die *Aḍaklu*er noch lange nach ihrer Einwanderung am *Aḍaklu* gepflanzt haben wollen.

2. Die Viehzucht.

An der Küste besitzen einzelne Leute große Rindviehherden, die teils mit, teils ohne Hirten hinter den Lagunen weiden. Etwas weiter im Inland treiben die Bauern nur noch Kleinviehzucht; auch Geflügelzucht ist im ganzen Lande zu finden. Über den Umfang und den Erfolg, mit dem die Eingebornen dieser Beschäftigung oblagen, kann man sich daraus ein Bild machen, daß in früheren Jahren, teilweise auch jetzt noch, viele Schiffe in *Keta* Geflügel und Rindvieh einkauften. Merkwürdig ist, daß die ältesten Opferberichte im Innern nur von Ziegen, an der Küste nur von Rindvieh erzählen. Das Schaf scheint also entweder noch nicht bekannt gewesen oder jedenfalls für die Erdengötter nicht als Opfertier verwendet worden zu sein. Erst in den neueren Kultushandlungen der Erdengötter taucht das Schaf als Opfertier auf. — Der Hund scheint unter den *Ewe*ern seit den ältesten Zeiten als Haustier bekannt gewesen zu sein. Er wird wenigstens öfter als dasjenige Tier genannt, welches sich schon in der Umgebung der präexistenten Menschen befindet.

3. Das Handwerk.

Das Handwerk verteilte sich in den ältesten Zeiten auf einzelne Familien, wie das die Geschichte von *Matse* in lehrreicher Weise zeigt. Dort hatte jeder Stadtteil seinen besonderen Beruf: die einen waren Schmiede, andere Jäger und noch andere Ackerleute. Die Mattenflechterei scheint ein verhältnismäßig neuer Berufszweig zu sein. Es läßt sich also

nicht anders annehmen, als daß sie sich dort wie in die Arbeit so auch in den Ertrag derselben familienweise geteilt haben. Die Schmiedekunst als ein Berufszweig, der es vornehmlich mit dem Feuer zu tun hat, führt ihr Dasein wahrscheinlich auf den Gott *Sogblẽ* zurück, der der Schmied Gottes ist und die Donnerkeile schmiedet, die er im Blitz auf die Erde schleudert. Daß auch die Weberei unter den *Eƀe*ern schon seit sehr langer Zeit bekannt sein muß, darf man wohl daraus schließen, daß sie durch Jäger eingeführt worden sei, die sie von Himmelsbewohnern erlernt haben sollen.



Weber am Webstuhl.

1. *agbatroti*, Nagel zum Drehen des Stabes, *kubleti*, über den sich der Weber beugt. So oft dieser Stab gedreht wird, bewegt sich *agba*, Nr. 9, näher gegen den Webstuhl her. 2. *wu*, Schiff. 3. *age*. 4. *no*. 5. *hevi*, Vogel. 6. Zettel. 7. Ein Landeskissen, aus einheimischem Gewebe zusammengenäht. 8. Ein Mann, auf der Matte hockend, der die vor ihm liegenden, gewebten Streifen zu einem Kleide zusammennäht. Im Hintergrunde stehen zwei Männer, an denen zu sehen ist, wie sie bei kühler Witterung oder morgens ihren Körper bedecken.

B. Die geistige Kultur.

1. Die Sprache.

Angesichts der Tatsache, daß das *Eƀe*volk keine eigene Schrift hat und weder lesen noch schreiben kann, würde kaum jemand erwarten, das die Sprache für einzelne *Eƀe*er Kulturgegenstand wäre. Daß daß aber doch der Fall ist, geht daraus hervor, daß, wenn der Sprecher in *Aŋlo* früher in einer öffentlichen Rede einen Satzartikel an falscher Stelle

brauchte, dadurch das sprachliche Schönheitsgefühl seiner Zuhörer so beleidigt ward, daß sie ihm ihren Unwillen darüber zu verstehen gaben. Überhaupt soll der Sprecher alles gewandt und formvollendet vortragen, wozu namentlich auch die Wahl geeigneter Beispiele gehört, mit denen er den Gedanken zu beleuchten versteht.

In der Einleitung zu seinem Wörterbuch der *Ewe*sprache hat sich Missionar Westermann in klarer und umfassender Weise über die *Ewe*sprache geäußert. Hier soll deswegen nur noch auf den Kulturwert der Sprache aufmerksam gemacht werden. In früheren Jahren konnte man manchmal die Klage über Wort- und Begriffsarmut in der *Ewe*sprache hören. Westermanns Wörterbuch, das 20000 *Ewe*wörter erklärt, ist wohl eine glänzende Widerlegung jenes Vorwurfs; denn es zeigt, daß die sprachliche Armut nicht notwendig im Objekt liegen muß, sondern daß sie auch im Subjekt liegen kann. Westermann macht auf den großen Reichtum der *Ewe*sprache an Adjektiven und Adverbien aufmerksam, die jede Eigenschaft oder Tätigkeit aufs genaueste beschreiben, wo wir uns mit einem „sehr“, „außerordentlich“, „ungeheuer“, „furchtbar“ begnügen müssen. Er weist ferner auf die Begriffswandlungen, welche durch Verdoppelung eines Wortes entstehen, hin und weist nach, wie es von der verdoppelten Form eine hochtonige und eine tieftonige, eine für kleinere und eine für größere Gegenstände gibt. Er gibt uns damit einen Einblick in „die reichen Mittel, welche sich die Sprache zur Darstellung des sinnlich Wahrnehmbaren geschaffen hat“. Vermöge dieser Eigenschaften besitzt die Sprache auch die Fähigkeit, Gegenstände, welche die Eingebornen nicht selbst erzeugt, also auch bisher nicht gesehen hatten, mit charakteristischen Namen zu benennen. Es geschieht das entweder durch vollständige Neubildung eines Wortes oder aber durch Übertragung eines Begriffes, der nach ihrer Auffassung Ähnlichkeiten mit dem neu zu benennenden Gegenstande hat. Der *Ewe*er braucht z. B. keine Schuhe, hat auch keine Brille, keine Uhr, kein Faß, keinen Nagel und keine Säge, und doch hat er für diese sinnlich wahrnehmbaren Sachen durch Zusammensetzung seiner ihm zur Verfügung stehenden sprachlichen Mittel oder durch Schallnachahmung ganz gute Worte gebildet. In dem Schuh sah er „den Schild des Fußes“, in der Brille „das eiserne Auge“, in der Uhr „ein Eisen, das sich selber schlägt“, im Faß erblickte er eine Ähnlichkeit mit seinem Kürbis *go* und nannte es deshalb „Holzkürbis“, in dem Nagel ein „Eisen mit flachem Kopf“, und die Säge benannte er mit dem Schall *laḥalaḥa*, den sie erzeugt. Die Sprache wird also durch die neuen, nach dem *Ewe*land kommenden Kulturgegenstände in einer dem Volksgeist entsprechenden Weise bereichert. Auch mit der Bezeichnung von Handlungen, die dem *Ewe*er bisher unbekannt waren, schlägt er einen ähnlichen Weg ein. Nur zwei Beispiele sollen das erläutern. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die *Ewe*er Illiteraten sind. Als solche konnten sie nicht schreiben und nicht lesen, und doch fanden sie für beide Vorgänge, sobald sie ihnen vors Gesicht traten, treffliche Ausdrücke. In der Handbewegung des Schreibers sahen sie einen ähnlichen Vorgang, wie sie ihn beim Hacken ihrer Äcker, beim Kritzeln und Schnitzen ihrer Kalebassen hatten und nannten es deswegen *ńlọ agbalẽ*, „das Papier bekritzeln“. Ähnlich verhält

es sich mit dem Lesen. Dieses erinnerte sie an ihr „Zählen", *ẖlẽ nu,* und „Erzählen", *ẖlẽ nya,* weshalb sie es *ẖlẽ agbalẽ,* „im Buch (oder die Buchstaben) zählen" nannten. Wenn Westermann mit Recht darauf aufmerksam macht, daß diese überreiche Fruchtbarkeit der Sprache versage, sobald es sich darum handle, Geistiges darin auszudrücken, so darf doch auch andererseits darauf hingewiesen werden, daß das religiöse und mythologische Denken der *Eƀe*er selbst schon eine ganze Menge Wörter gebildet hat, in die wir nur geistigen Inhalt hineinzulegen brauchen, die also jederzeit als brauchbare Gefäße für die Geisteskultur bereit stehen. Ich erinnere



1 2 3 4 5 6 7

König Degbadzo von Ho mit seinen Insignien (zu S. 54).

1. Sprecherstab und Schwert. — 2. u. 3. Schirm, König und Stuhl mit Polster und Glocke. — 4. u. 5. Trommeln mit Kriegstrompete darauf. — 6. Tragkorb. 7. Trommel mit Pferdeschwänzen geschmückt.

z. B. nur an die Begriffe *gbọgbọ,* „Atem, Hauch" für Geist, *luƀọ,* „Schatten" für Seele, *kekeli,* „Licht" und viele andere. Freilich hat auch die religiöse Sprache manche Ausdrücke, die sich des unzertrennlich damit verbundenen heidnischen Begriffes wegen nicht verwenden lassen.

Eine so reiche und bereicherungsfähige Sprache eignet sich auch in hohem Maße als Kultur- und Handelssprache, und es wäre das größte Unrecht, was Europa jenen Völkerstämmen antun könnte, wenn es ihnen ihr wertvollstes mütterliches Erbe durch europäische Sprachen verdrängen oder auch nur schmälern würde. Wollen wir dem *Eƀe*er seine für uns Europäer

wertvolle geistige Eigenart erhalten, so müssen wir auch allen Ernstes dafür sorgen, daß ihm seine Sprache erhalten bleibt, und daß die heranwachsende Jugend jenes Landes einen offenen Blick für die Schönheit und den Wert ihrer Muttersprache bekommt.

Diese Wertschätzung und originelle Anwendung seiner Sprache geht ihm bei einer zu starken Betonung der europäischen Sprachen allmählich verloren. Die europäische Sprache aber paßt für minderbegabte *Ewe*er ebensowenig als die ihnen nicht auf den Leib zugeschnittene europäische Kleidung.

2. Die Kunst.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die *Ewe*er die Musik liebhaben. Wenn aber der dortige Musikliebhaber sein Saiteninstrument bearbeitet, und der Hornbläser seinem Elefanten- oder Antilopenhorn merkwürdige Töne entlockt, so ist das uns Europäern nicht nach unserem Geschmack. Aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß bei größeren Orchestern eine gewisse Harmonie und auch Takt herrschen. Ihre Musik will unter demselben Gesichtspunkte aufgefaßt werden wie das Trommeln, durch welches sie reden. Die Musik ist nur ein durch musikalische Töne zum Ausdruck gebrachtes Reden. Für Musik und Gesang lassen sie oft Lehrmeister von auswärts gegen gute Bezahlung kommen. Die *Ho*er führen Trommel und Gesang auch ausdrücklich auf den Unterricht zurück, den sie von den *Tsi*ern genossen haben, und für jene lassen sie den Gesang aus dem Meer hervorgegangen sein.



Geschnitzte Kalebasse, dient den Frauen als Gefäß zur Aufbewahrung ihrer Schmucksachen.

Auch in der Kunst der Malerei und der Plastik versuchten sich die *Ewe*er zu allen Zeiten. Schon vor 25 Jahren sah ich in *Peki* an der äußeren Wand einer Hütte ein Negergemälde, das einen Jäger darstellte, wie er eben auf einen Leoparden schießt. Für das ziemlich rohe Bild waren nur schwarze Farbe, sowie weißer, roter und gelber Ocker verwendet. An der äußeren Wand eines *Yewe*klosters in der Ebene war das Tun und Treiben der Klosterinsassen bildlich dargestellt. Das Bild nahm eine ganze Wand ein. Die einzelnen Gestalten waren roh und das Dargestellte sittlich niedrig. Ihre geschnitzten Kalebassen und gebrannten Holzteller, sowie ihre



Lehmgötze, mit Kaurimuscheln geschmückt, in einer Schüssel hockend.

eigenartig verzierten Töpfe bekunden einen gewissen Formensinn, an dem selbst das europäische Auge Geschmack findet. Alte Topfscherben, die sich auf den Bergen in Ruinen menschlicher Wohnungen fanden, hatten Verzierungen, die, bei aller Ähnlichkeit mit den jetzigen, doch so viel zeigten, daß auch jene alten Geschlechter einen Formensinn hatten, der von der Jetztzeit noch nicht übertroffen ist.

Die Plastik steht hauptsächlich im Dienst der Religion und trägt im ganzen ein noch rohes Gepräge. Die verschiedenen, großen und kleinen aus Lehm und Holz geformten Götzenbilder sind meistens häßliche Gestalten, sind aber kein Beweis dafür, daß die Künstler überhaupt nichts



Afrikanische Töpferin.

Besseres hervorzubringen fähig wären; denn diese Gestalten sind dem Bild ihrer geistigen Insassen angepaßt. Geschmackvoller sind die Sinnbilder (Wappen) einzelner Städte und Stadtteile, die auf den Schirmen ihrer Häuptlinge stehen; da sind z. B. das Huhn mit seinen Küchlein, der Ibis, die Schlange, der Leopard in Holz geschnitzt. Bei einem Häuptling in *Agotime* sah ich die geschichtliche Darstellung eines Krieges in lauter Holzfiguren. Das alles beweist, daß das Gebiet der Kultur gewisse Kunstansätze hervorgebracht hat, die nur der Vervollkommnung warten. Es wäre schade, wenn der jetzt in Blüte stehende Handel alle diese Spuren idealen Sinnes wegschwemmen würde und nichts anderes zurückließe, als das bloße Jagen nach schnellem Gewinn.

III. Die Familie.

1. Die Ehe.

Wenn in Beziehung auf das Zustandekommen der Ehe immer wieder die Anschauung auftaucht, die Frau werde gekauft, so steht dieselbe nicht in Übereinstimmung mit den Tatsachen. In jedem Stamm werden



Ein Mädchen im Brautschmuck.

an den Werber gewisse Forderungen gestellt, die er seinen Schwiegereltern oder einem anderen Machthaber des Mädchens leisten muß. Unter diesen Forderungen befindet sich vor allem Handarbeit; dazu kommen dann noch eine bestimmte Höhe Geldes und Geschenke an die Braut, sowie an die Familie ihres Vaters und ihrer Mutter. Hätte nun das alles nur die Bedeutung eines Kaufes, so wären Anforderungen sittlicher Natur, die an den Bräutigam und dessen Familie gestellt werden, ganz aus-

geschlossen. In Wirklichkeit hat z. B. die Redeweise: „Wer seine Mutter gut verpflegt, wird auch die Frau gut behandeln", einen tiefen sittlichen Wert. Auch ließe sich bei dem Gedanken des Kaufs das sittliche Vergehen mit einem Familienglied der Braut nicht als Ehehindernis denken, was doch tatsächlich der Fall ist. Ermahnungen endlich von dem sittlichen Ernste, wie sie verständige heidnische Eltern ihrer zum Manne ziehenden



Drei kleine Mädchen in Akpafu,
nur mit Lendenband bekleidet (zu S. 58).

Tochter mitgeben, sind nur da möglich, wo die Basis der Ehe nicht nur rechtlicher, sondern auch sittlicher Natur ist.

Die ursprünglichste, unter den *Ewe*ern theoretisch anerkannte Form ist die Einehe. Der Theorie steht aber die Praxis gegenüber, daß Häuptlinge und andere begüterte Männer in der Vielehe leben. Die Erwägungen, welche einen Mann bestimmen, zu der ersten eine zweite oder dritte Frau zu nehmen, sind gewöhnlich auf die körperliche oder

geistige Beschaffenheit der ersten Frau, auf eigenartige Anschauungen über die Menstruation und endlich auf das Verlangen nach einer möglichst großen Kinderschar zurückzuführen. Ist in *Ho* die zuerst geheiratete Frau etwa kränklich und unfähig, ihrem Manne bei den Feldgeschäften zu helfen, so führt das gewöhnlich zu einer zweiten Heirat. Dasselbe Ergebnis haben Streitsucht, Faulheit und Diebsgelüste der ersten Frau. Will sie nicht ganz auf die Seite gesetzt werden, so muß sie sich von jetzt ab anstrengen, sich das Wohlgefallen ihres Mannes durch Fleiß und Wohlverhalten zu erwerben. In welchem Maße das aber erreicht wird, zeigte mir vor Jahren ein Erlebnis in der Hütte des Häuptlings von *Amedzowe*. Der alte Dorfvater war damit beschäftigt, Mais auf seinem Herde zu rösten, wobei ihm seine beiden Frauen zuschauten. Auf meine Frage, warum ihm denn nicht eine seiner Frauen diese Arbeit besorge antwortete er: „Beauftrage ich diese damit, so wird jene mir böse, und bitte, ich jene, so zürnt mir diese." Ein anderer Beweggrund liegt darin, daß dem Inlandbewohner der monatliche Blutabgang der Frau ein Greuel ist. Die Frauen mancher Häuptlinge, Priester und Zauberer haben sich während dieser Tage nur in ihrer eigenen Hütte oder gar außerhalb des Gehöftes aufzuhalten, und müssen es strenge vermeiden, mit Stuhl oder Matte ihres Mannes in Berührung zu kommen. An der Küste, wo diese eigenartigen Anschauungen nicht bestehen, kommen sie natürlich als Grund für die Vielehe in Wegfall. Umsomehr ist für sie — aber auch für alle andern *Ewe*stämme — das Verlangen nach vielen Kindern ein Beweggrund zum Eingehen der Vielehe. Hat eine Frau Jahre nach ihrer Verheiratung noch kein Kind bekommen, so ist das die Wurzel beständigen Streites. Für beide Teile ist es ein täglicher Schmerz, wie die vielleicht jüngere Nachbarin schon lange mit dem Ehrennamen: „Mutter des *Kofi*" oder „der *Abra*" gerufen wird, während man sie selbst nur mit ihrem gewöhnlichen Namen nennnt. In früheren Jahren hat deswegen mancher Mann seiner Frau eine Sklavin als Ersatz für das vermißte Kind gekauft.

Wie wird nun aber die polygame Ehe von den Eingebornen selbst beurteilt? Schon die Anschauungen über die eheliche Beziehung des Himmels zur Erde weisen auf die Einehe, desgleichen ihre Anschauungen über den Menschen. In seiner präexistenten Daseinsweise lebte jeder Mann mit einer einzigen Frau zusammen, und es ist für den Hausfrieden des Mannes im Diesseits von größter Wichtigkeit, daß er hier diejenige Frau bekommt, mit der er schon im Jenseits verbunden war. Stillschweigend nimmt man an, daß die zuerst geheiratete Frau des Mannes auch seine präexistente Frau sei. Nur sie ist sein rechtmäßiges, ihm von Gott und der Geistermutter gegebenes Weib, mit der allein er in Friede und Eintracht leben kann. Hat aber die Frau einen andern Mann und dieser eine andere Frau, so greifen der Mann oder die Frau des Jenseits fortgesetzt störend in den Hausfrieden ein und müssen deshalb durch Opfer und Gaben versöhnt werden. An der Küste herrscht zwar der Jenseitsglaube in dieser ausgeprägten Form nicht; aber der Onkel mütterlicherseits sorgt seinem Neffen nur für die erste Frau; die Heirat einer zweiten und dritten ist seine eigene Sache. Aber das vernichtendste Urteil der Eingebornen tritt zuweilen in Streitigkeiten zu Tage, in welchen

etwa ein Monogamist einem in der Vielehe lebenden Nachbarn zuruft: „Ich habe nur eine einzige Frau und bin kein Wollüstling, der viele Frauen in seinem Hause aufspeichert!“ Daher kommt es auch, daß eine zweite und dritte Frau *dzidzonu*, „Ding der Freude“, und *ḍekakpuinu*, „Sache des Jünglings“, genannt wird. Gewöhnlich sollen Polygamisten auch wirtschaftlich und sittlich immer tiefer herunterkommen. Im Innern wird gesagt, daß die ganze Ernte eines Polygamisten von seinen Weibern und Kindern verzehrt werde.

2. Die Stellung der Frau.

Die Stellung der Frau, welche sie im öffentlichen und häuslichen



Frauen beim Zurichten eines Festmahls.

Leben einnimmt, wird öfter als eine unwürdige bezeichnet. Es muß zugegeben werden, daß mit der früheren Kriegführung und dem Pfandwesen viele das weibliche Geschlecht entwürdigende Gebräuche verbunden waren. Man braucht z. B. nur daran zu erinnern, daß vor alters die Werbung eines Bundesgenossen immer mit der Auslieferung eines Mädchens an ihn verbunden war. Ein für eine Schuld in Pfandhaft gegebenes Mädchen mußte immer auch solange die Frau des Gläubigers sein, bis die Schuld von den Ihrigen zurückbezahlt wurde.

In welch unterwürfiger Stellung die Männer aber zu ihren Frauen stehen, geht sehr deutlich aus den Mitteilungen von *Kpeñoe* hervor, in

denen es heißt: „Bei uns beugen sich die Männer vor ihren Frauen nur deswegen, daß sie nicht von ihnen verlassen werden.“ Ich bin selbst Augenzeuge gewesen, wie in *Have* bei *Wǫdze* und in dem Dorf *Dzakę* in *Peki* sich alle Frauen des Dorfes miteinander verbanden und auf einen



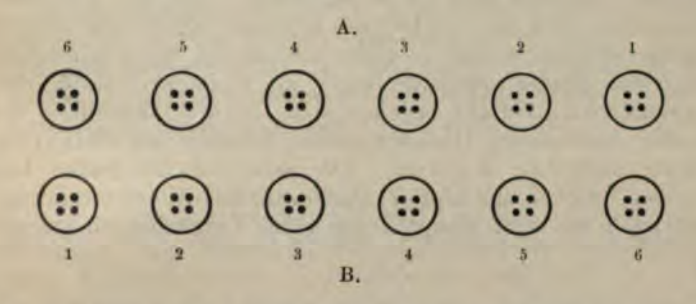
Frauenkönigin von Amedzowe.

bestimmten Tag ihre Männer verließen. Die *Have*frauen hatten sich dem König von *Nyagbo* bei *Avatime* und die von *Dzakę* dem König *Kwadzo De* von *Peki* geschenkt. In beiden Fällen wurden die Männer bestraft und dazu verurteilt, ihre Frauen zu bitten und sie nach Haus zu begleiten.

Bekannt ist, daß es in *Avatime* eine eigentliche Frauenkönigin gab, welcher Frauenhäuptlinge beigegeben waren. In gewissen Familienangelegenheiten konnten die Häuptlinge ohne Zustimmung des Weiberrates keine Beschlüsse durchführen.



Das Aditata-Spiel (zu S. 62).



Noch soll hier darauf hingewiesen sein, daß die Beratung der Häuptlinge nach einer Gerichtssitzung der „Gang zum alten Weib“ genannt wird, und daß der Sprecher den Urteilsspruch mit dem Satze einleitet: „Das alte Weib sagt“. Das zeigt, daß die Frau in der Familie und im öffentlichen Leben in großem Ansehen steht.

3. Die Kinder.

In den Kindern lebt der Vater fort, und sie allein sorgen ihm für ein ehrenvolles Begräbnis, bei dem viel Pulver verschossen und Yams und Fleisch verzehrt wird. Wohltuend ist die Sorgfalt, mit der in manchen Stämmen die Kinder zur Arbeit und Sparsamkeit erzogen werden. Der Mangel des Gehorsams im täglichen Leben ist wohl die Hauptschwäche der Kinder der *Ewe*er. Viele sind nur da gehorsam, wo ihnen ein unmittelbarer Nutzen in Aussicht steht. Jedoch ist ein gehorsames Kind allgemein beliebt. Wenn nun auch fast immer die Mütter es sind, welche sich über den Ungehorsam ihrer Kinder beklagen, so werden sie doch gerade im Notfall von ihren Söhnen mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Als im *Asante*krieg ein Teil der *Ewe*er vor den heranrückenden *Asante*ern auf die *Avatime*berge flohen, trugen die Söhne ihre alten und kranken Mütter in Nothängematten und auf dem Rücken die steilen Bergabhänge hinauf. — Wenn nun auch andererseits die Söhne zuweilen harte Worte über die Sorglosigkeit ihrer Mütter aussprechen, so betonen sie andererseits doch wieder, daß sie nur ihrer Mutter Leben und Gesundheit verdanken. Diese habe sie gepflegt, ernährt und auf dem Rücken getragen und hätte ihnen in ihrer frühesten Kindheit schon etwas am Leben tun können, wenn sie sie nicht lieb gehabt hätte.

IV. Die Religion.

In Beziehung auf die Religion ist zunächst die Tatsache festzustellen, daß die *Ewe*er kein Wort dafür haben. Wohl haben sie *susuwo* oder „Vorstellungen, Gedanken“ über das Göttliche, auch besitzen sie Ausdrücke für die Betätigung ihres Verhältnisses zum Göttlichen; aber einen dem Begriff „Religion“ entsprechenden Ausdruck hat die Sprache nicht. Ihr Verhältnis zum Göttlichen bestimmen die *Ewe*er mit dem Wort *wọ*, „machen, tun“, z. B. *wọ Mawu*, „das tun, was Gott fordert“. Dieses Tun aber wird als ein Dienst, *subọsubọ*, aufgefaßt, den der Sklave seinem Herrn erweist, wobei es nicht sowohl auf die Gesinnung ankommt, mit welcher der Dienst verrichtet wird, als vielmehr darauf, daß das Geforderte getan wird. Daraus ergeben sich für die Darstellung der Religion im Sinne der *Ewe*er zwei Gesichtspunkte, nämlich die religiösen Vorstellungen und der Kultus. Da sich nun die ganze Religion der *Ewe*er im wesentlichen um Götter, Zauberei und Ahnenverehrung dreht, so sind damit auch die drei Hauptpunkte ihrer Vorstellungen gegeben.

A. Die religiösen Vorstellungen.

1. Die Götter.

Unter den Göttern werden unterschieden Himmelsgötter *(dzimawuwo)*, Erdengötter *(anyimawuwo)* und persönliche Schutzgötter *(ńunuwo)*.

a. Die Himmelsgötter.

Unter den Himmelsgöttern steht der großе Gott an der Spitze, den die *Eweer* im Bilde des Himmels erfaßt zu haben scheinen. Während nun die einen im sichtbaren Himmel Gott anschauen, so scheinen für die Tieferdenkenden die Wolken, das Licht und das Blau des Himmels nur Schleier und Kleid Gottes zu sein, hinter welchen er selbst unsichtbar lebt. Gott ist deshalb für sie ein Gott der Ferne und ein verborgener Gott, von dem man nur soviel weiß, daß er einstens die Menschen ungehindert mit sich verkehren ließ, dann aber durch Schuld der Menschen sich in unendliche Fernen zurückzog und dort nach Auffassung der einen in einem von Feuer umgebenen Raume, nach andern aber in einem Hause wohnt, das in einem großen, mit Bananen bepflanzten Garten steht. Damit ist der Gedanke bestätigt, daß Gott vom Himmel getrennt und persönlich gedacht wird.

In engster Beziehung zu dem großen Gott steht das Götterpaar *Sogblẽ* und *Sodza*. Die Erscheinungsformen beider sind Blitz und Donner. *Sogblẽ*, auch *Sotsu*, „der männliche *So*", genannt, ist der älteste Sohn Gottes, den er in zündendem Blitze und mächtigen Donnerschlägen als seinen Boten auf die Erde schickt, um hier seine Strafurteile auszurichten. Er heißt deshalb auch *nugblẽla*, „Verderber". *Sodza*, auch *Sonọ*, „weiblicher *So*", genannt, offenbart sich in dem ruhigen Leuchten des Blitzes und dem leise nachrollenden Donner. Es entspricht ganz der weiblichen Natur, wenn *Sodza* bei ihrem erzürnten Gemahl *Sogblẽ* Fürbitte für die Menschen einlegt; wenn dieser nämlich gewaltig donnert und droht, die Menschen, welche Gott gemacht, zu zerschmettern, so ermahnt sie ihn: Halt ein, halt ein! Auch die übrige Tätigkeit der beiden Götter entspricht dem männlichen und weiblichen Charakter. Während *Sogblẽ* den Krieger aus seinen Gefahren errettet, bewacht *Sodza* Haus und Hof, daß ihnen nichts Böses zustoßen kann; und während der erstere den jungen Mann tüchtig zur Arbeit macht, so ist *Sodza* als Regenspender die Mutter des Wachstums, der Feldgewächse.

Zu diesem Götterpaare gesellt sich noch *Sọwlui*, der Gott der Kaurimuscheln und Diener Gottes. Er verwandelt seinen Günstlingen im Laufe der Nacht Bohnen, Korn und Erdnüsse, welche sie in Töpfen aufbewahrt hatten, zu lauter Kaurimuscheln. Seinem Charakter nach wird er als Dieb bezeichnet, der seine Gaben vorher stehle, ehe er sie jemand gebe.

b. Die Erdengötter.

Eine zweite, den Menschen viel näherstehende Götterklasse sind die *anyimawuwo*, Erdengötter, im *Ewe*lande auch *trọ̃wo* und bei uns wohl mit Unrecht Fetische genannt. Sie haben ihre Wohnsitze auf Bergen, an steilen Felsabhängen, in Schluchten und Höhlen, in Bäumen, Quellen und Flüssen. Ihre Hauptaufgabe besteht in der Vermittlung des Verkehrs zwischen den Menschen und dem fernen Himmelsgott. Vermöge ihrer unsichtbaren und mehr geistigen Natur können sie die weiten Räume zwischen der Erde und dem Himmel in einem Augenblick durchmessen.

Ihre Botengänge aber lassen sie sich von ihren Auftraggebern teuer bezahlen. Sie sind mit der übermenschlichen Kraft ausgerüstet, über die Erde Trockenheit und verheerende Stürme und über die Menschen Krankheiten kommen zu lassen, auch bestrafen sie diese mit plötzlichem Tod. Einzelne Menschen und Städte führen ihr Leben und Wohlsein auf den Einfluß eines Erdengottes zurück und nennen sich deswegen in besonderem Sinne seine Kinder. Eingeteilt werden sie in einheimische und ausländische Götter. Die Klasse der einheimischen setzt sich zusammen aus den ältesten, sogen. Erbgöttern, die sie bei ihrer Einwanderung aus ihrem Stammsitz *Amedzọwe* mitgebracht haben. Ihre Zahl vermehrte sich im Laufe der Zeit



Eine Götzenhütte
mit Opferschüsseln zu beiden Seiten.

durch solche Götter, die an ihren jetzigen Wohnsitzen entstanden sind, sowie aus solchen, die sie von irgend einem Nachbarstamm sich käuflich erworben haben. Die Heimat der ausländischen ist im Westen und Osten des *Ewe*landes, also auf der Goldküste, einschließlich *Asante* und *Akwamu*, und in *Dahome* und *Yoruba*. Von der Goldküste z. B. stammen die Götter *Fofie* und *Ḍente*, aus *Dahome* und *Yoruba* kamen *Afa*, „Zeichendeuterei und Wahrsagerei", sowie der einen großen Teil des *Ewe*landes beherrschende Geheimbund der *Yewe*verehrer. Diese eingewanderten Götter können unter die Zahl der Erbgötter aufgenommen werden, wodurch ihr Dienst erblich wird und der Priesterdienst vom Vater auf den Sohn übergeht. Ist das aber nicht geschehen, so gehören sie der großen Zahl der

Wandergötter an, die beim Ableben ihrer Priester nicht in derselben Familie bleiben, sondern auf andere überspringen, also „wandern".

An der Spitze der ältesten Götter steht die Erde, die im ganzen nördlichen Teil des *Ewe*landes unter dem Namen *mia no*, „unsere Mutter", verehrt wird. Sie ist die Frau des Himmels und hat im Bunde mit ihm Menschen, Tiere und Pflanzen, ja sogar die Erdengötter erzeugt. Sie ist die große Ernährerin alles Lebendigen, die „nicht einbricht, auch wenn



Ein Yewepriester.

ihr Feind auf ihr geht". Für die spätere Entstehung und den Kauf der Erdengötter sind auf den nachfolgenden Blättern einige Beispiele mitgeteilt.

c. Die persönlichen Schutzgötter.

Eine dritte Klasse von Göttern sind die persönlichen Schutzgötter, die über Glück und Unglück des Menschen verfügen. Sie haben z. T. ihren Sitz in *Amedzowe*, der Seelenheimat, z. T. auch bei dem Menschen

selber. Zu der ersten Klasse gehören die Geistermutter, der Mann und die Frau des Jenseits, besonders aber der *gbetsi*, „das hinterlassene Wort“, von dem es ein gutes und ein böses gibt. Die Namen der beim Menschen selbst wohnenden Schutzgötter sind: der *aklama*, der allezeit hilfsbereite



Zaubermittel für die Jagd.

Obere Reihe: 1. Armband, gibt Kraft zur Überwindung jedes Zaubers. 2. Schere mit der Spitze eines Antilopenhornes, gibt offene Augen zur Entdeckung des Wildes. 3. Behälter mit Pulver, das auf die Wildspuren gestreut, das Wild zur Rückkehr zwingt. — Untere Reihe: 1. Schnüre, die um Hals und linke Hand gewickelt, das Platzen der Flinte verhüten. 2. Armschmuck. 3. Hölzer, die Verwünschungen solcher Leute unschädlich machen, die mit dem Jagdfleisch unzufrieden waren. 4. Gürtel, der kugelfest macht.

Segenspender, sowie *dzogbe* und *kpegbonola*, dessen Aufgabe es ist, die Lebensjahre der Menschen dem Tod gegenüber zu verteidigen.

2. Die Zauberei.

Der Glaube an die geheimnisvolle Kraft des Zaubers ist im ganzen *Ewe*lande bei Männern und Frauen tief eingewurzelt, und sie bringen ihn

in den verschiedensten Lebenslagen zur Anwendung. Der Zauber heißt *dzo*, „Feuer", und derjenige, der ihn besitzt, ist ein *dzotọ*, „Feuerbesitzer". Die Anwendung des Zaubers heißt *sa*, „binden, knüpfen", also die Kraft des Zaubers irgendwo festbannen, was gewöhnlich äußerlich durch Umbinden von Schnüren und dergl. geschieht. Der Zauber kann einen Gegenstand wieder verlassen und ist dann entwertet, weil seiner Kraft „entleert".

Im allgemeinen ist zu unterscheiden zwischen der privaten und der im Rechtsleben zur Anwendung kommenden Zauberei.



Eine Frau bei Ausübung der Wahrsagerei.

a. Die Zauberei im Privatleben.

Wie schon bemerkt, treiben die meisten Heiden für sich und ihre nächsten Familienangehörigen Zauberei. Dieselbe ersetzt ihnen die Hausapotheke. Sie erwerben sich dazu überall, wo es Gelegenheit gibt, Zaubermittel, welche gegen die Einflüsse böser Götter, Geister und Menschen in Anwendung gebracht werden. Während sich nun die einen damit auf den einfachen Hausgebrauch beschränken, lassen sich andere auf einen gewerbsmäßigen Betrieb der Zauberei ein, wozu sie sich je nach ihren Vermögensverhältnissen möglichst viele Zaubermittel käuflich erwerben. Wie bei uns hierzulande der Arzt, so wird im *Ewe*land der Zauberer

zu einem Kranken gerufen, der dann nach Feststellung der Krankheitsursachen auch die entsprechenden Zaubermittel in Anwendung bringt.

Unter dieser Klasse von Menschen soll es auch solche geben, die zwar über eine große Zahl von Zaubermitteln verfügen, sie aber vor der Öffentlichkeit geheim halten. Sie sind die gefürchtetsten Menschen, weil sie oft mit scharfen Giften ausschließlich im geheimen wirken. Sie gehen immer darauf aus, einen ihnen mißliebig gewordenen Menschen unbemerkt aus dem Leben zu schaffen. Zu diesem Zweck bringen sie Gift in sein Getränk, seine Schüsseln und Teller, ja sogar in den Herd,



Ein mit Zaubermitteln ausgerüsteter Krieger.

auf dem die Speisen gekocht werden. Sie vergraben zauberkräftige Dinge, wie z. B. Antilopenhörner, Kaurimuscheln, gebrauchte Maiszapfen und dergl. unter dem Türeingang ins Gehöfte oder auf dem Acker des Feindes. Wird jemand als geheimer Zauberer entdeckt, so kennt die Volkswut kein Mitleid mehr mit ihm, und er wird gewöhnlich auf die grausamste Weise hingerichtet.

b. Die Zauberei im Rechtsleben.

Eine andere Seite der Zauberei kommt im *aka*, dem „Gottesurteil" zum Ausdruck. Die Übersetzung „Gottesurteil" deckt sich zwar nicht mit

dem Wort, wohl aber mit dem Sinn, den es in der Volksanschauung hat. Wie *dzo* die Zauberkraft hauptsächlich die Wiedergenesung Kranker und den Tod unliebsamer Menschen bewirkt, so tritt sie im *aka* für Recht oder Unrecht ein und wird deshalb ausschließlich im Gerichtswesen angewandt. Beide Zauberformen sind unpersönlich und treten nur auf Befehl und nach dem Willen ihres Besitzers in Tätigkeit. Während aber derjenigen Dinge, in welche der Zauber hineingebannt wurde, Legion ist, so beschränkt sich das *aka* auf etliche wenige Arten, die weithin im Lande bei Rechtsstreitigkeiten angewendet werden. Da besteht z. B. die eine darin, daß der *Aka*besitzer dem Angeklagten heißes Öl in die Hand gießt; dem Schuldigen verbrennt es die Hand, der Unschuldige dagegen empfindet keine Schmerzen, behält das Öl ruhig in der Hand und salbt sich damit ein. Das Geheimnis ist leicht zu erraten: Es wurde ihm statt siedendem nur warmes Öl in die Hand gegossen. Eine andere Art besteht darin, daß den zu prüfenden Männern mit einem glühenden Eisen das Schienbein gebrannt wird. Derjenige nun, welcher keine Schmerzen dabei empfindet, wird als unschuldig erklärt. Auch hier beruht das Ergebnis auf Betrug, der dadurch ermöglicht wird, daß dem einen mehr und dem andern weniger von der schleimigen Masse an das Bein gestrichen wurde, die die Wirkungen des glühenden Eisens abschwächt.

Wie die erste Art, so wird auch diese gekauft, wobei Käufer und Verkäufer Blutsbrüderschaft schließen. An die Erwerbung schließt sich dann noch eine öffentliche und feierliche Weihe, in welcher der *aka* im Beisein von Zeugen geprüft wird. Die *Aka*besitzer sind unter dem Volke gefürchtet und bilden untereinander einen engen Verband, in dem man sich auf weite Entfernungen hin gegenseitig über die neuesten Vorgänge auf dem Laufenden erhält.

3. Der Mensch.

a. Abstammung.

Der Leib des Menschen ist von Erde und wurde von Gott „gebildet“, dessen Hauptarbeit es heute noch ist, menschliche Körper zu formen. Zur Herstellung eines menschlichen Körpers braucht Gott die Kinnlade eines verstorbenen Menschen und Töpferton, den er knetet und formt. Für die Herstellung seines Körpers gebraucht der *Ewe*er die Worte *me*, „formen“ und *wǫ*, „machen“. Anders verhält es sich mit der geistigen Seite seines Wesens, sagen wir kurzweg, seiner Seele. Sie stammt aus der Seelenheimat *Amedzǫwe*, wo sie von der Geistermutter „geboren wurde“ und nach ihrer Geburt ein selbständiges Dasein führte, das Ähnlichkeit hat mit dem Leben im Diesseits. Als diesseitiger, mit Leib und Seele begabter Mensch wird er erst im Diesseits von Menschen geboren. Einer Geburt im Diesseits ging die Verabschiedung im Jenseits, der Seelenheimat, voraus. Dabei gab die Geistermutter dem Scheidenden verschiedene Segenssprüche mit. Er seinerseits versprach dort, bis wann er wieder zurückkehren werde. Dieses Versprechen wird *gbetsi*, das „hinterlassene Wort“ oder das „personifizierte Versprechen“ genannt.

b. Beschaffenheit.

Aus dem Jenseits brachte der Mensch auch sein Lebensgeschick, sowie einen fertigen Charakter mit ins Diesseits. Ein gutgearteter Mensch war dort schon gut, und ein mit Schlechtigkeiten behafteter Mensch war dort schon schlecht gewesen. Daher kommt es, daß viele ihre gesetzwidrigen Handlungen mit der Redeweise entschuldigen: „Das ist eben meine Art von der Seelenheimat her." Wenn solche sich haben etwas zu schulden kommen lassen, die mit einem „guten Charakter" in diese Welt hereingekommen sind, so führen sie die Ursache davon auf den Einfluß eines bösen *gbetsi* aus dem Jenseits oder auch eines bösen Erdengottes zurück.
Angesichts dieser Anschauungen ist es merkwürdig, daß der Mensch nicht nur unter dem Einfluß seines aus dem Jenseits mitgebrachten Charakters, sondern auch unter der Leitung seines Herzens im Diesseits handelt. Die Glieder werden deswegen auch als die Untergebenen des Herzens angesehen, und ehe sie eine böse Handlung verrichten, wehrt ihnen das Herz ab, „es spricht Worte". Die Versuchung geht durch die Vermittlung des Auges oder Ohres von Dingen aus, die außerhalb des Menschen sind, aber nie vom Herzen. Die Wirkungen der bösen Tat sind die, daß das „Herz dem Menschen etwas sagt", daß es „sich bewegt", „unruhig ist", „sich fürchtet". Diese Tätigkeit des Herzens nach der bösen Tat bestimmt manchen Menschen, seine Schuld zu bekennen und Abbitte zu tun. Andere treibt sie auch in den Tod, wie das aus der Fabel der *Tsentse* und dem Gesang des Vogels deutlich zu ersehen ist.

c. Das Lebensziel.

Der Tod ist zwar die Grenze des irdischen Lebens, nicht aber die Vernichtung seiner persönlichen Existenz. Der Mensch stirbt erst dann, wenn die von ihm selbst bestimmte Lebensdauer abgelaufen ist. Nach ihrer Loslösung vom Leibe geht die Seele seufzend einher und stört ihre Hinterbliebenen. Sie klopft an ihre Türe oder geht als weiße Gestalt auf der Dorfstraße umher, wo sie die ihr im Leben unangenehm gewordenen Menschen mit Steinen wirft; dann aber muß sie wandern, und das Ziel ihrer Reise ist die Unterwelt. Aber auch diese ist nur ein Durchgangsort, von der sie über kurz oder lang wieder ins Diesseits zurückkehrt, wo sie als Mensch in ihrer Familie oder aber in gewissen Tieren ihr Dasein fortsetzt. Die Fabel von *Safuḍu Kwaku* beweist jedoch, daß manche Menschen nach ihrem Tode auch sofort von Gott in den Sonnenaufgang versetzt werden.

B. Kultus.

1. Verehrung der Himmelsgötter.

a. Verehrung des „großen Gottes".

Wenn gesagt wird, daß in Afrika die Gottesverehrung hinter den Geisterdienst zurückgetreten sei und ganz vernachlässigt werde, so stimmt

das mit den Tatsachen im *Ewe*lande nicht überein. Wohl kann ein Zurücktreten, nicht aber eine gänzliche Vernachlässigung festgestellt werden. Auch die Behauptung des Engländers Ellis, daß Gott, obgleich der mächtigste aller Götter, nie direkt Opfer dargebracht werden, und daß selten zu ihm gebetet werde, ist nicht unbedingt richtig. Versteht man unter dem höchsten Gott den



Ein Opferplatz
mit zwei *Anya*bäumen, unter denen Branntweinflaschen liegen (z. S. 72).

Himmel, so ist darauf hinzuweisen, daß es besondere Himmelspriester gibt, die beides, Opfer und Gebete, darbringen. Wenn z. B. der Himmelspriester in *Ho* zum Himmel betet: „O, unser Vater und unser Herr! Wir danken dir; aber siehe, wie unser Land so trocken ist! Es ist sehr dürre, und wir müssen hungern. Gib, daß es heute, heute noch regnet!" — so

ist das ein unmittelbar an Gott gerichtetes Gebet. Außerdem bringt der Priester Gott jedes Jahr unter Gebet ein Stück Yams als Opfer dar, den er speziell für diesen Zweck gepflanzt hatte. Versteht man unter dem „großen Gott“ den göttlichen und personifiziert gedachten Segen, so stimmen die Beobachtungen von Ellis wieder nicht, weil er nicht nur wöchentlich und monatlich, sondern auch jährlich verehrt wird. Wie der Priester des Himmels, so muß auch der Priester des „großen Gottes“ sich durch Waschungen, Betupfen des Körpers mit weißer Erde und Anlegen einer weißen Kleidung für den Dienst vorbereiten. Selbst sittliche Reinheit wird wenigstens für diese Handlungen von ihm gefordert. Als Opfertier darf nur ein ganz weißes Schaf genommen werden, das der Priester, bevor es geschlachtet wird, dreimal gen Himmel hält.

b. Verehrung der Götter *Sodza* und *Sogblẽ.*

Wer sich länger mit der Religion der *Ewe*er beschäftigt hat, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß vielerorts *Sodza* als der „große Gott“ angesehen wird und *Sogblẽ,* obgleich sein Gemahl, doch auch



Lehmgötzen und Opferschüsseln (zu S. 73).

wieder sein Diener ist. Wie dem aber auch sein mag, auch zu ihm wird gebetet, auch werden ihm Opfer, bestehend in Yams und weißen Schafen, dargebracht. Ja noch mehr, bei der Verehrung der Erdengötter wird das ihnen zugedachte Opfer neunmal gen Himmel gehalten, und der Priester bietet es zuerst dem Gott *Sodza,* der mächtigen Mutter des Wachstums, als sein Opfer an, und nun erst werden die Erdengötter, denen das Opfer gilt, angeredet. Neben dieser unmittelbaren Verehrung wird freilich auch *Sogblẽ* als Vermittler des Gebets gedacht; aber auch zu ihm selbst wird gebetet, und das für ihn bestimmte Opfer darf nur in einem weißen Schaf stbeehen.

2. Verehrung der Erdengötter.

Wie die Verehrung der Himmelsgötter, so knüpft sich auch die der Erdengötter an feste Zeiten oder auch an zufällige Ereignisse, wie Krieg, Seuchen und teure Zeit. An den Opferhandlungen beteiligte sich in früheren Zeiten der ganze Stamm oder die Stadt, welche die Schützlinge des Gottes waren, dem sie galten. Das Opfertier, gewöhnlich eine Ziege, wurde unter Gebet in die Höhe gehalten und dem Gott mit der Einladung angeboten, er solle kommen und sein Opfertier in Empfang nehmen.



Totenfest in Akpafu, im Hintergrund die Stadt (zu S. 74).

Dann drückte man den Kopf des Tieres in eine mit Wasser gefüllte Grube, und, während die einen ihm Maul und Kehle zudrückten, mißhandelten es die andern, bis es verendete. Der Schluß wurde mit Opfermahlzeit und Segenspendung von seiten des Priesters beschlossen. Letztere bestand darin, daß die Verehrer mit einem auf dem Opferplatz angerührten Schlamm bestrichen wurden.

3. Verehrung der persönlichen Schutzgötter.

Bei dieser handelt es sich meistens um Darbringung kleiner Lehmgötzen, die als Tauschmittel angesehen werden, d. h. der Empfänger derselben soll sie an Stelle des Opfernden annehmen. Dazu kommen noch Feldfrüchte und Hühner.

Da von einer öffentlichen Verehrung des Zaubers nicht gesprochen werden kann, weil es keine gibt, so gehe ich über zum

4. Ahnenkult.

Dieser kommt zum Ausdruck bei den Totenfesten, bei der Verehrung des königlichen Stuhles, beim Gebet zum Palmenwald und endlich bei der Verehrung der Sonne.

Den Verstorbenen werden Opfer mitgebracht, wenn die Angehörigen den Geist zitieren lassen, um von ihm die Ursachen seines Todes zu erfahren. Man gießt Wasser und Palmwein auf ihr Grab und stellt Speisen für sie an den Weg.

Das Schaf, das für den Königsstuhl dargebrachte Opfer beim Yamsfest, gilt den königlichen Ahnen, die je auf dem Stuhl gesessen waren.

Sollen Palmen zum Palmweinmachen gefällt werden, so wendet sich das Familienhaupt im Gebet an alle Vorfahren und bringt ihnen ein Mehlopfer dar. Er bittet sie, ihnen nicht böse zu werden, wenn sie Palmen fällen, damit keines von ihnen krank werde und der Palmwein reichlich fließe.

Im Innern beten viele Betrübte zu der aufgehenden Sonne und wenden sich damit an ihre verstorbenen Angehörigen, denen sie ihren Jammer klagen oder sie bitten, zu kommen und sie zu sich zu holen, oder, sie mögen den krank zu Haus liegenden N. N. nicht länger belästigen. Ihre Opfer bestehen in Kehricht, verbranntem Yams und verbranntem Mais, das man im Busch da niederlegt, wo die Geräte der Verstorbenen stehen.

Viertes Kapitel.

Die Erschließung des Landes.

I. Die Norddeutsche Missions-Gesellschaft.

Im Jahre 1847 kamen die Eweer zum erstenmal in dauernde Berührung mit den Europäern. Damals begannen die Missionare der Norddeutschen Missions-Gesellschaft in dem Stamme der Pekier westlich von Ho, zwischen Volta und Tsavoe gelegen, ihre Missionsarbeit. Der Versuch, sich gleich im Innern festzusetzen, mißlang. Im Jahre 1853 mußte der Ausgangspunkt der Missionstätigkeit an die Küste, nach Keta, verlegt werden. Von hier aus wurde 1856 Waya, 20 Stunden im Innern, besetzt, im folgenden Jahre das zwischen beiden Orten gelegene Anyako und 1859 Ho, damals Wegbe genannt. Diese Stationsanlagen unter der tropischen Hitze eines unwegsamen, völlig unbekannten Landes, dessen Bewohner noch keinen Balken bearbeitet, kein Brett gesägt und keinen Stein gebrannt hatten, bedeuten ein Kulturwerk von nicht geringem Wert. Kaum hatten die Missionare nach der ersten Bewältigung der Sprachschwierigkeiten begonnen, das Vertrauen der Leute zu gewinnen und eine Bresche in die Mauer des Heidentums zu schlagen, als die beständigen kriegerischen Verwicklungen, zwischen den einzelnen Stämmen im Asante-Kriege (1869—1874) ihren Höhepunkt erreichten. Ho wurde gänzlich zerstört, Anyako geplündert und mußte dann ebenso wie Waya aus Gesundheitsrücksichten aufgegeben werden. Die Opfer, die das Klima in den ersten Jahrzehnten unter der kleinen Arbeiterschar forderte, waren furchtbare. Aber unerschrocken hielten die Missionare aus und haben dadurch nicht zum wenigsten zur Erschließung des Ewelandes beigetragen.

Mit dem Wiederaufbau der Station Ho (1875) und der deutschen Besitzergreifung des Togolandes (1884) begann auch für die Mission eine Zeit des Wachstums. Neben Keta, wo zuerst auch Hamburger Diakonissen in die Arbeit eintraten und eine stattliche Kirche gebaut wurde, traten eine Reihe neuer Hauptstationen. Zunächst wurde die Berg- und

Gesundheitsstation Amedzowe (1890) eröffnet, von deren Haupthause Premierleutnant Herold schrieb:

„Wenn so die Missionare geschickt benutzten, was die allgütige Natur ihnen freigiebig gewährte, haben sie außerdem ihre Erfahrung mit Klugheit praktisch verwertet, indem sie in den Grenzen ihrer beschränkten Mittel alle Hilfsmittel der Technik heranzogen, um das gleichzeitig gesundeste, aber auch stolzeste Bauwerk des Togolandes hier aufzuführen, welches deshalb ein Muster für alle neu zu errichtenden Massivbauten in den Tropen zu nennen ist. Da der ganze Bau grundsätzlich mit tunlichst ausschließlicher Benutzung einheimischen Materials durch eingeborene Handwerker und Arbeiter vom Missionar Seeger ausgeführt wurde, liefert dieser Umstand den glänzenden Beweis dafür, daß die evangelischen Missionen die Eingeborenen mit großem Erfolge zur Arbeit gewöhnten und sich einen tüchtigen Stamm erprobter Arbeiter erzogen."

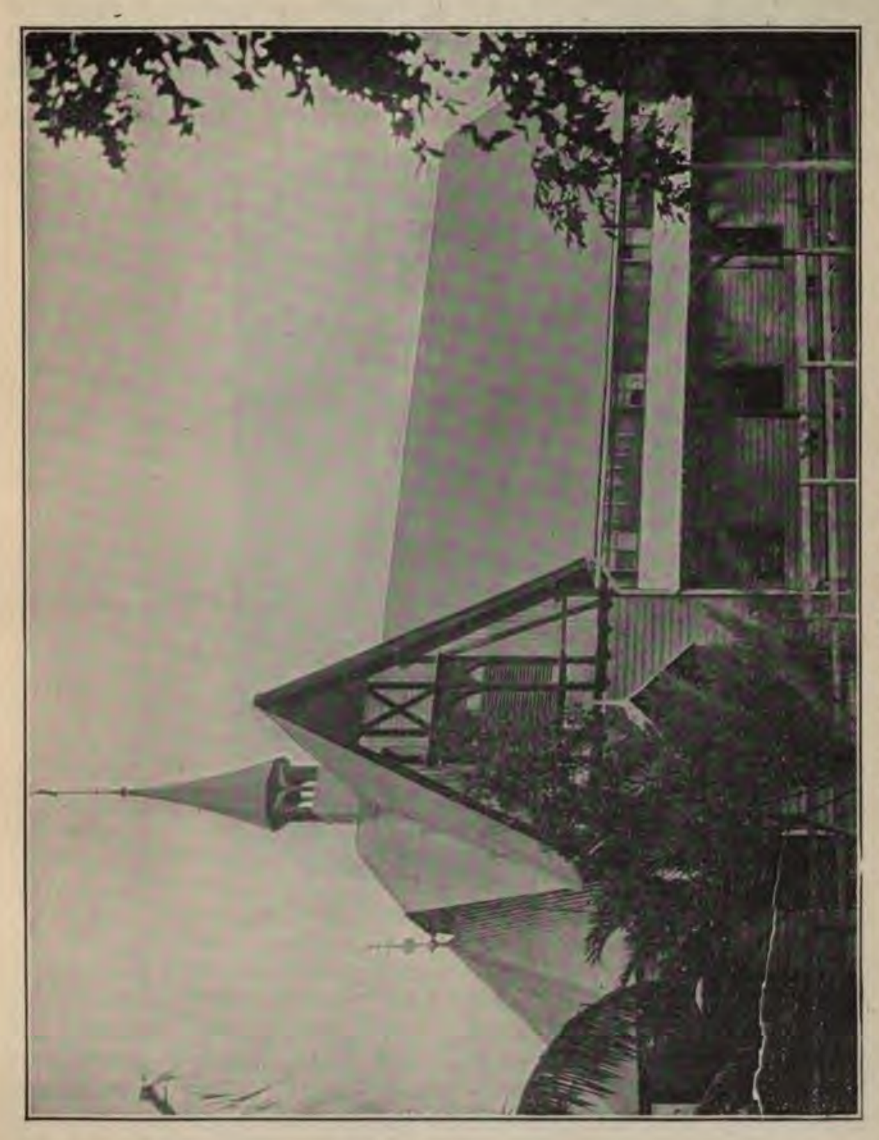


Das alte Missionshaus in Wegbe (zu S. 75).

Die zweite Küstenstation wurde 1895 in Lome angelegt, wohin nach Zerstörung des Strandhauses in Keta die Spedition und Hauptkasse, später auch der Sitz des Präses verlegt wurde. Eine weitere Bergstation konnte 1901 in Agu eröffnet werden, während die Übernahme der von der Basler Mission besetzten Ortschaften in der Voltaebene 1905 zur Errichtung der Station Akpafu führte, deren Bau den Eingeborenen schon in Akkord vergeben werden konnte. Auf allen diesen Stationen bestehen siebenklassige Schulen, z. T. auch besondere Mädchenschulen, ferner in Amedzowe ein dreiklassiges Lehrerseminar, während auf den zahlreichen (90) Außenstationen einklassige Volksschulen eingerichtet sind. Die Zahl der am 1. Januar 1906 gesammelten Christen betrug 5159, die der Schüler 2939.

Bei ihren Baugeschäften und Reisen, ihrer Schul- und Gemeindearbeit haben die Missionare dem Sprachstudium und der Erforschung

von Land und Leuten viel Zeit gewidmet. Schon im Jahre 1858 veröffentlichte Missionar Bernhard Schlegel in seinem „Schlüssel der Ewesprache“ die erste Ewegrammatik und „Beiträge zur Geschichte, Welt-



Evangelische Kirche in Keta (zu S. 75).

und Religionsanschauung des Westafrikaners.“ Auch die erste Karte des Ewelandes stammt von einem Missionar, Christian Hornberger, der die Ergebnisse seiner weiten Reisen und eingehenden Forschungen 1867

in „Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes geographischen Anstalt“ veröffentlichte. Später haben dann die Missionare Zündel, Binder und Merz, neuerdings Bürgi, Härtter, Spieß und Fies in verschiedenen wissenschaftlichen und kolonialen Zeitschriften wertvolle Mitteilungen gemacht, am umfassendsten Spieth, der auch zusammen mit Missionar Däuble die 3. Auflage des Neuen Testamentes in der Ewesprache besorgte und jetzt an der Übersetzung des Alten Testamentes arbeitet. Eine stetig



Missionar Schlegel, † 1859 (zu S. 77).
Verfasser der ersten *Ewe*grammatik.

wachsende Literatur für Kirchen- und Schulzwecke ist vorhanden, u. a. auch ein dreiteiliges ewe-deutsches Übungsbuch. Ein Kalender und ein Vierteljahrsblatt, der „Friedensbote“, findet viele Leser. Die Ergebnisse der namentlich von Knüsli, Bürgi und Däuble geförderten Sprachforschung hat dann Missionar Westermann in seinem 1905 erschienenen „Wörterbuch der Ewesprache“ zusammengefaßt, das nach dem Urteil von Professor Meinhof-Berlin „geeignet ist in der afrikanischen Linguistik Aufsehen zu erregen, da es neues Licht in die so dunklen Sprachverhältnisse des Sudan wirft.“

II. Der Handel.

Die Sklavenküste hat Jahrhunderte hindurch einen schändlichen Handel gesehen, den schmählichen Sklavenhandel, dessen letzte Ausläufer die ersten norddeutschen Missionare noch mit erlebten. Ihre Wirksamkeit sollte ohne ihre Absicht dazu dienen, einem soliden Handel die Wege zu öffnen. Eine direkte Verbindung zwischen dem Ewelande und Europa war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht vorhanden. Die Missionare erhielten ihre Post und Waren über Accra, von wo alles durch



Friedrich Martin Vietor, † 1906.

besondere Träger und Boten geholt werden mußte, was sehr kostspielig und langwierig war. Mit der Ausdehnung der Arbeit wuchsen diese Speditionsarbeiten. Die Mission sandte daher 1857 den Kaufmann Christian Rottmann aus, der außerdem im Auftrage der Firma F. M. Vietor in Bremen einen Handel mit den Eingeborenen zur Förderung der Missionsarbeit in die Wege leiten sollte. Zugleich entschlossen sich die Brüder Karl und Fritz Vietor zum Bau eines Schuners, der zu billigen Frachtsätzen für die Mission Passagiere und Güter direkt von Bremen ins Eweland bringen sollte. Wie wenig die „Dahomey“, die am 3. Januar 1858 als erstes deutsches Schiff vor Keta lag, an ein erfolgreiches Geschäft

dachte, geht daraus hervor, daß sie den Auftrag hatte, von Keta nach Rio de Janeiro zu gehen, um als Rückfracht Kaffee einzunehmen. Dies war freilich nicht nötig, da es in Keta bald zu einem lebhaften Handel kam, der somit direkt aus der Mission erwachsen ist.

Trotz mancher Schwierigkeiten, namentlich infolge der kriegerischen Unruhen im Inneren nahm der Handel einen immer größeren Aufschwung, so daß schon 1863 ein zweites Schiff, die „Volta", eingestellt werden konnte und 1868 die Personalunion zwischen dem geschäftlichen Agenten der Mission und dem Leiter der Handelsniederlassung aufgehoben wurde. Die Firma F. M. Vietor errichtete im Laufe der Zeit verschiedene Faktoreien und



Die alte Bremer Faktorei in Keta mit der „Dahomey".

eine ganze Reihe ihrer Angestellten eröffneten selbständige Geschäfte. Eine Anerkennung für die Bedeutung der hier gemeinsam von der Mission und dem Handel geleisteten Arbeit war es, daß 1867 eine englische Schiffahrtsgesellschaft ihre Dampfer in Dzelukowe bei Keta halten ließ. Durch die Ausdehnung der deutschen Handelsinteressen an der ganzen Küste des Ewelandes, namentlich in Anecho, und durch den glänzenden Aufschwung der Woermann-Linie in Hamburg wurde dann die Errichtung der deutschen Schutzherrschaft vorbereitet.

Die Entwicklung des Handels im einzelnen zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Am 1. Januar 1905 betrug die Zahl der in Togo tätigen Firmen 27 mit 18 Zweigniederlassungen und 149 Verkaufsläden

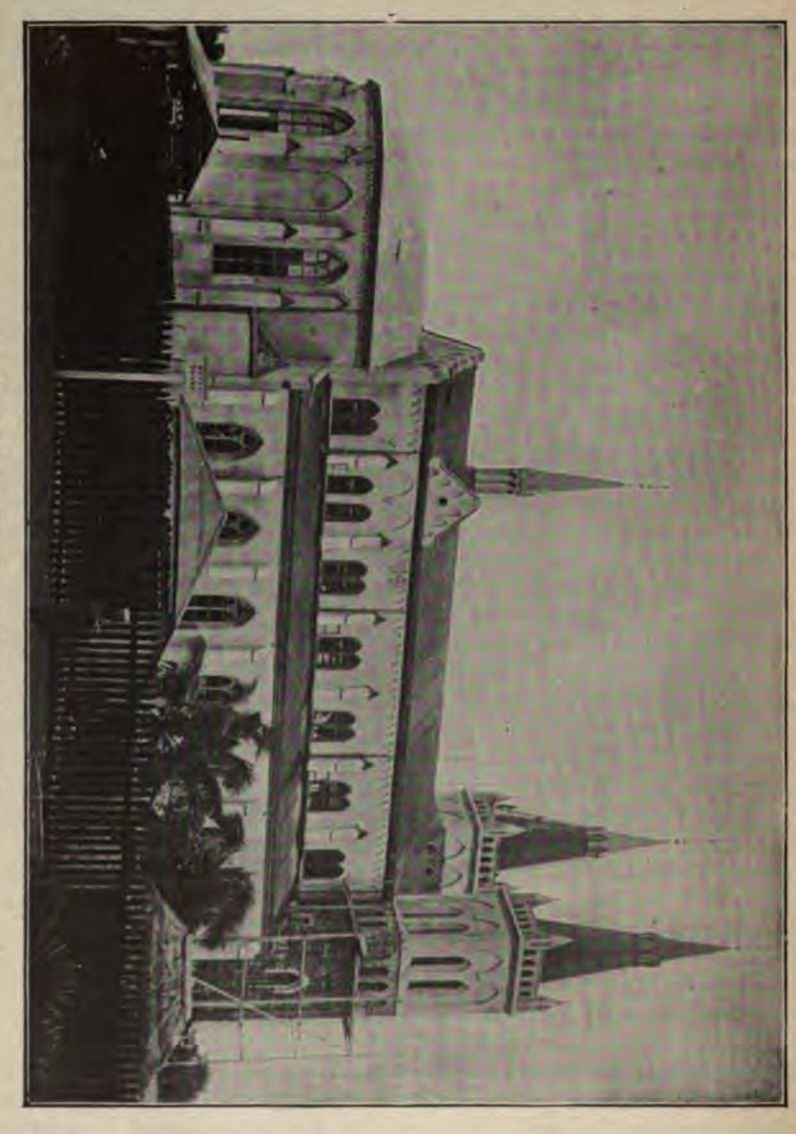
Mußten die Kaufleute früher ihre Faktoreien nur an der Küste anlegen und sich auf kurze Reisen „in den Busch“ beschränken, so können sie jetzt ihre Zweiggeschäfte immer weiter ins Innere verschieben. Agome Palime, der vorläufige Endpunkt der im Bau befindlichen Inlandbahn, hat sich bereits zu einem wichtigen Handelsplatz entwickelt. Auch in Atakpame, Kpando, Kratschi und den größeren Plätzen am Mono kommt der Handel immer mehr in die Hände der Europäer. Von wachsender Bedeutung sind die mit Hilfe des „Kolonialwirtschaftlichen Komitees“ begonnenen Unternehmungen zur Förderung des Baumwollenbaus durch Plantagen (Deutsche Togo-Gesellschaft) und znr Hebung der Eingeborenenkulturen. Im Jahre 1904 hatte die Ausfuhr einen Wert von 3 551 358 *M*, die Einfuhr von 6 898 323 *M*. Unter den Erzeugnissen des Landes sind in erster Linie zu nennen Palmkerne und Palmöl mit zusammen 1 223 196 *M*, es folgen Kautschuk mit 712 525 *M*, Baumwolle mit 50 394 *M*. Bei den eingeführten Waren ist leider in erster Linie der Branntwein zu nennen mit 1 741 083 *M* (Steigerung gegen 1903 1 105 845 *M* vor der eintretenden Erhöhung des Zolltarifs für Spirituosen); die Baumwollgarne und -Gewebe hatten einen Wert von 1 455 051 *M*. Über den Aufschwung der Schiffahrt ist bereits oben Seite 27 berichtet.

Welche Bedeutung die Gewinnung und der Umsatz dieser Warenmengen auf die Erschließung des Landes und die Entwicklung der Bevölkerung hat, liegt auf der Hand. Unsere Handelskolonie Togo ist die einzige, die für ihre regelmäßigen Ausgaben keiner Unterstützung des Deutschen Reiches bedarf. Auch die Kosten des Bahnbaus werden durch die Erhöhung der Zölle allmählich zurückgezahlt. Um so betrübender ist es, daß der Branntweinhandel, der ein Volk physisch, moralisch und wirtschaftlich zu Grunde richten muß, noch einen solchen Umfang im Ewelande hat. Wie laut hat der 1900 verstorbene Missions-Inspektor D. Zahn dagegen seine Stimme erhoben. Das oben genannte Haus Vietor hat deutlich bewiesen, daß der Spirituosenhandel, der allerdings leicht erreichbare Vorteile bietet, für das Gedeihen eines westafrikanischen Geschäftes durchaus nicht notwendig ist. Mögen die Bemühungen aller Einsichtigen sowie die Bestrebungen der „Kommission zur Bekämpfung des westafrikanischen Branntweinhandels“, wie sie durch deren Geschäftsführer Superintendent G. Müller in Schleusingen, noch 1905 in Pest auf dem X. Internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus zum Ausdruck gekommen sind, den gewünschten Erfolg haben!

III. Die römisch-katholische Mission.

Die Arbeit der katholischen Mission an der Sklavenküste ist von dem Seminar für afrikanische Missionen in Lyon in Angriff genommen worden. Schon 1860 wurde das apostolische Vikariat von Dahome gegründet, dessen Grenzen Niger und Volta bilden sollten. Dasselbe erhielt später den Namen „Vikariat der Beninküste“, von dem 1882 die apostolische Präfektur Dahome abgetrennt wurde. Das deutsche Togoland kam zunächst für die im französischen Dahomegebiete gelegene

Hauptstation Ague in Betracht, von der aus die Nebenstationen Kl. Popo und Porto Seguro begründet, auch Reisen nach Atakpame unternommen wurden.



Die katholische Kirche in Lome (zu S. 82).

Die weitere Entwicklung der politischen Verhältnisse führte 1892 zur Begründung der apostolischen Präfektur Togo, deren Missionierung der „Gesellschaft des göttlichen Wortes“ übertragen wurde,

die in Steyl (Holland) ihr Mutterhaus und in Neuland bei Neisse sowie in Mödling bei Wien Filialen besitzt. Am 28. August 1892 hielten die ersten Sendboten, zwei Priester und drei Laienbrüder, in Lome, wo damals nur ein einziger deutscher Beamter wohnte, die erste Messe. Sie übernahmen die Arbeit der französischen Katholiken und schlugen ihr Hauptquartier zunächst in Klein Popo, dann mit der Verlegung des Sitzes der deutschen Regierung in Lome auf.

Nach dem letzten allgemeinen Bericht über die Arbeit bestand 1905 das europäische Arbeitspersonal aus 25 Priestern, 10 Laienbrüdern und 15 Schwestern. Es werden 6 Hauptstationen in Lome, Porto Seguro und Aneho an der Küste sowie in Atakpame, Agome Palime und Kpando im Innern unterhalten. Die 61 Missionsschulen besuchten 2416 Kinder, darunter 298 Mädchen, ferner zählten 8 Internate 106 Zöglinge und eine Handwerkerschule 51 Lehrlinge. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug 2697. Unter den verschiedenen schönen Bauten verdient die am 21. September 1902 eingeweihte stattliche Herz-Jesu-Kirche in Lome besonders hervorgehoben zu werden.

IV. Die deutsche Schutzherrschaft.

Das schnelle Wachstum der beiden mit einander wetteifernden Missionen sowie die erfreuliche Entfaltung des Handels wären nicht möglich gewesen ohne die deutsche Schutzherrschaft, der es zu danken ist, daß die ewigen kriegerischen Verwicklungen der Stämme beendet und die unwegsamen Landschaften des Innern immer mehr erschlossen werden.

Die Veranlassung zur Besitzergreifung der Sklavenküste durch Deutschland lag in den Belästigungen, denen deutsche Firmen in Kl. Popo seitens der eingeborenen Häuptlinge ausgesetzt waren. Anträge an das Auswärtige Amt führten dazu, daß im Februar 1884 die Korvette „Sophie" in Kl. Popo Truppen landete und Kapitän Stubenrauch durch einen Vertrag Leben und Eigentum der Deutschen sicher stellte. Bald aber kam es zu neuen Verwicklungen, denen dadurch ein Ende gemacht wurde, daß der Reichskommissar Dr. Nachtigal mit der „Möve" an der Küste erschien und am 5. Juli 1884 in Bagida und am 16. Juli in Porto-Seguro die deutsche Flagge hißte. In Kl. Popo war dies nicht möglich, da dort auch die Franzosen Ansprüche erhoben und zeitweilig festen Fuß faßten. Dem Eingreifen des Admirals Knorr auf der Korvette „Bismarck" war es dann zu danken, daß im September 1885 die Küste von Lome bis Kl. Popo in einer Länge von ungefähr 52 km unter deutschen Schutz gestellt wurde. Der Sitz der Regierung war zuerst Bagida, dann Kl. Popo und seit 1894 Lome.

Die Aufrichtung der deutschen Schutzherrschaft und die Feststellung der Grenzen des Togogebietes hat viel Zeit, nämlich nicht weniger als 20 Jahre, in Anspruch genommen, erfreulicher Weise aber wenig Kämpfe und Menschenleben erfordert. Im Hinterlande suchten Deutsche, Engländer und Franzosen sich gegenseitig den Rang abzulaufen, indem sie Expeditionen unternahmen, bei denen die geographische Er-

forschung mit der militärischen Erschließung Hand in Hand ging und Freundschaftsverträge mit den Stammeshäuptlingen abgeschlossen wurden. So kam es, daß die auf diese Weise gewonnenen Einflußsphären der einzelnen Nationen verworrene Grenzen bekamen, und manche schwierige Fragen zu lösen waren. In den diplomatischen Verhandlungen lassen sich *vier Phasen* deutlich unterscheiden. In den ersten 1888 abgeschlossenen Verhandlungen wurde die *südöstliche Grenze* des Schutzgebietes *gegen Französisch-Dahome* festgestellt, während die Grenzen nach der englischen



Denkmal des Stabsarztes Dr. Wolf in Lome.

Interessensphäre hin fließende blieben. Während die Deutschen 1887 Bismarckburg gründeten und unter Dr. Wolf und Hauptmann von François bis nach Salaga und Tsautscho vordrangen, wurde am 7. Oktober 1886 Peki englisch, ebenso mehr oder weniger der ganze Machtbereich seines Königs Kwadzo Dey bis nach Kpando und Nkunya im Norden, Avatime im Nordosten, Ho, Agotime und Adaklu im Osten. Im *englisch-deutschen Vertrage vom 17. Juli 1890* wurde dann die *südwestliche Grenze* festgelegt. Der Keta-Bezirk und Peki und damit der Unterlauf des Volta blieben englisch, Kpando, Lome und die östlichen

Landschaften kamen an Deutschland, während im Nordwesten ein großes Gebiet für neutral erklärt wurde. Der Süden der Togokolonie wurde auf diese Weise allerdings ein geschlossener deutscher Besitz, aber die Scheidung des Ewelandes in eine kleine englische und größere deutsche Hälfte brachte manche Unzuträglichkeiten. Um den deutschen Einfluß im Norden bis in den Sudan hinein zu erweitern, wurde 1894 die deutsche Togo-Expedition unternommen, die bis zum Niger vordrang, den dann Herr von Carnap herabfuhr. Die Franzosen waren aber auch nicht untätig gewesen, so daß bei Festsetzung der nordöstlichen Grenze durch den Vertrag zu Paris von 5. Juli 1897 nur ein Gebiet bis nördlich vom 10. Breitengrade festgehalten werden konnte, wofür freilich Deutschland das sogenannte



Regierungsrasthaus in Amusukowe (zu S. 86).

Monodreieck und die Schiffahrtsberechtigung auf dem Mono erhielt, während die Mündung und die Küste zwischen Kl. Popo und Gr. Popo französisch blieben. Im Nordwesten, wo eine Grenzkommission von 1901/03 tätig war, wurden durch den Londoner Vertrag vom 25. Juli 1904 die Verhältnisse endgiltig geregelt. Der ungefähre Flächeninhalt dieses Gebietes beträgt 87 200 qkm.

Die Verwaltungstätigkeit des Schutzgebietes wird ausgeübt von den Bezirksämtern Lome-Stadt und -Land, Aneho und Misahöhe mit den Nebenplätzen Ho und Kpando sowie den Regierungsstationen in Atakpame, Keta-Kratschi, Sokode, Yendi und Sansana Mangu. Von diesen Orten aus konnte mehr und mehr für die allgemeine Sicherheit im Lande getan werden, so daß die Stammesfehden aufgehört haben,

ebenso die üblen Nachwirkungen früherer Kriege für den Verkehr,
auch in Friedenszeiten Glieder eines Stammes das Gebiet des F



Kaiserliches Postamt in Agome Palime (zu S. 87).

nicht betreten durften. Die niedere Gerichtsbarkeit hat man
Häuptlingen belassen, während schwerere Fälle den deutschen Beamten

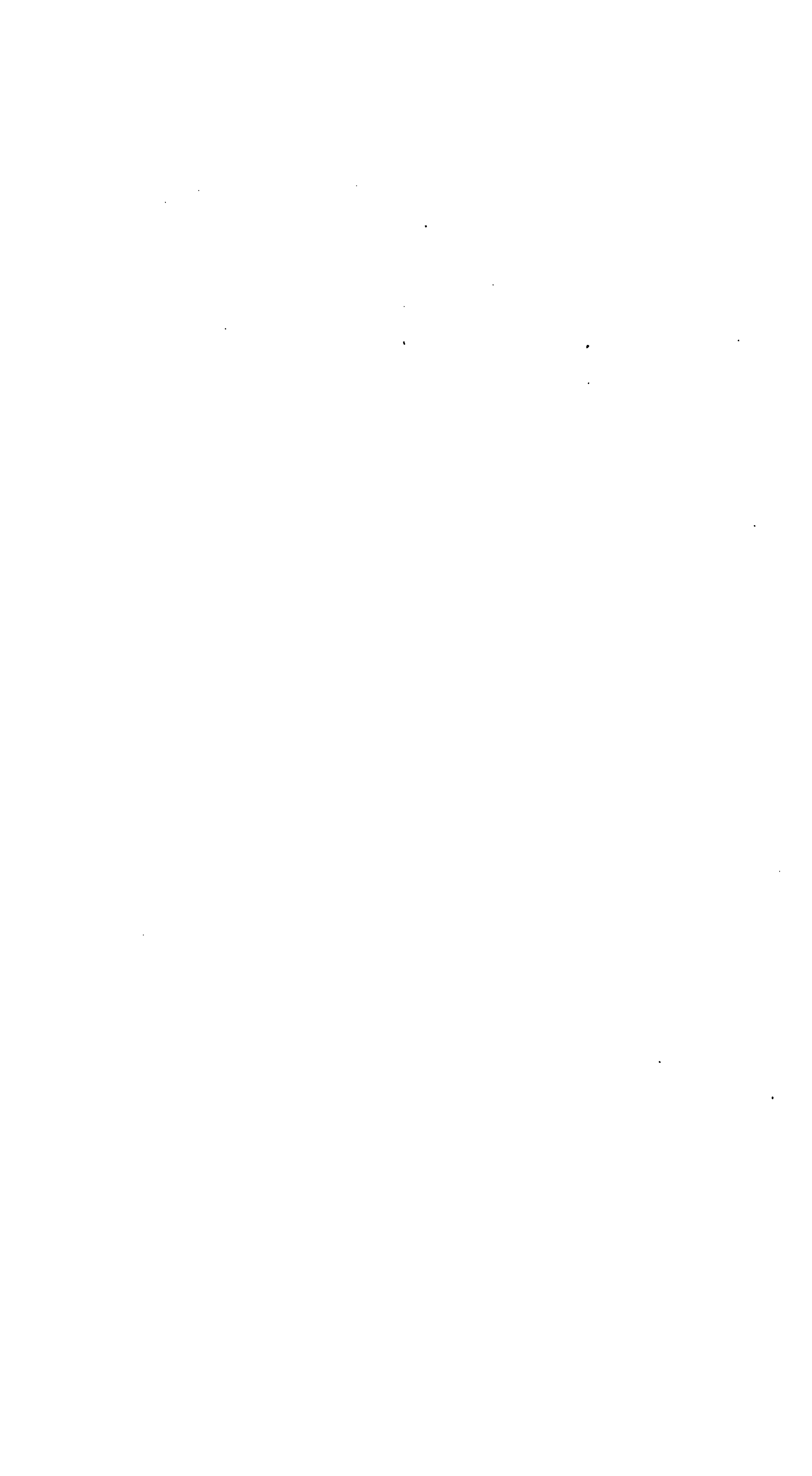
dem Gericht in Lome unterstehen. An diese Instanzen hat jeder das Recht der Berufung, so daß trotz aller Schwierigkeiten, wie sie durch die andren Rechtsanschauungen und die Sprache bedingt sind, mehr Recht im Lande herrscht als früher, wo die Leute vielfach der Willkür der Häuptlinge und Priester preisgegeben waren. Durch diese Rechtspflege wird auch die Ausrottung heidnischer Unsitten, wie z. B. Giftmischerei, Sklavenraub angebahnt. Um die Besserung der Gesundheitsverhältnisse bemühen sich die Regierungsärzte durch Bekämpfung der Malaria, durch möglichste Durchführung des Impfzwanges sowie durch eifriges Studium der Viehseuchen; auch der Lepra hat man einige Aufmerksamkeit zugewendet. Die Förderung der geistigen Bildung der Bevölkerung steht noch in den Anfängen. In den beiden Regierungsschulen zu Sebbe und Lome sucht man eingeborene Unterbeamte durch deutsche Lehrer auszubilden. Den Missionen waren bis 1904 für ihre Schultätigkeit nur je 1000 Mk. bedingungslos ausgesetzt. Seit 1905 ist ein Lehrplan für den Unterricht im Deutschen zwischen der Regierung und den Missionen vereinbart und eine wachsende Summe zur Förderung der deutschen Sprache ausgesetzt.

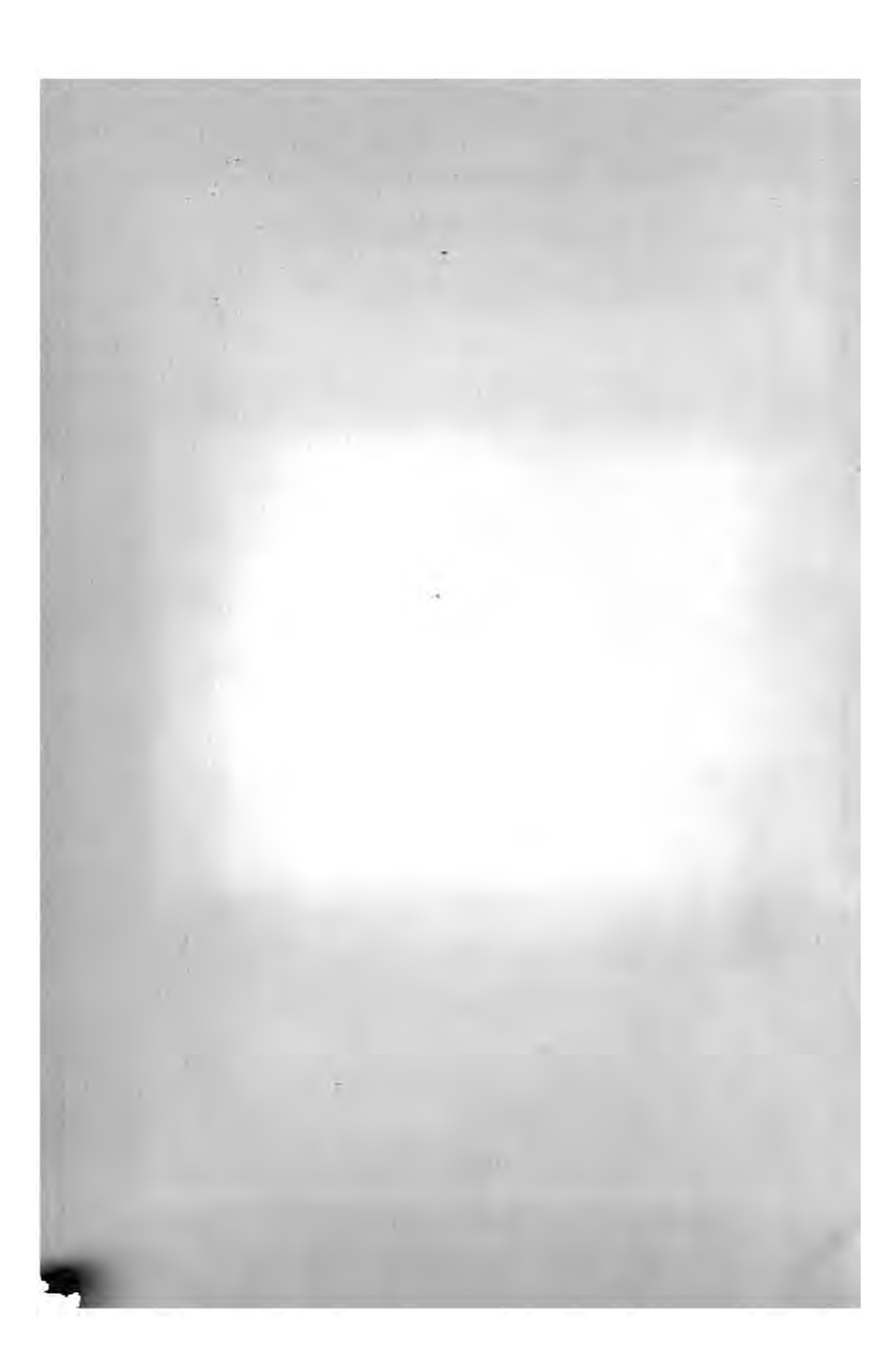
Die größte Mühe hat die Regierung im Verein mit den Kaufleuten auf die Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse verwendet. In erster Linie galt es die Verkehrs- und Transportverhältnisse zu bessern, alle wichtigeren Punkte des Landes sind durch ein gutes Wegenetz verbunden, das bis an die nördliche Grenze den Gebrauch des Fahrrades gestattet; Brücken sind gebaut, Rasthäuser errichtet. Die Wegelast wurde von den Eingeborenen natürlich anfangs nicht immer angenehm empfunden, bis auch ihnen die großen Vorteile klar wurden. Es gelang immer mehr den Handel, der sich bisher in die Flußtäler des Volta und Mono gezogen hatte, nach Lome zu lenken, zumal seitdem dort 1904 die Landungsbrücke (Bild s. S. 27) und die Eisenbahn Lome-Aneho fertig gestellt war. Die Vollendung der Inlandstrecke Lome-Agome-Palime steht für den Beginn des Jahres 1907 bevor und schon ist die Fortsetzung bis über Atakpame hinaus ins Auge gefaßt. Postanstalten sind in Lome, Aneho und Agome Palime vorhanden und ein schwarzer Postbote bedient von letzterem Orte aus wöchentlich die weitere Umgegend. Sodann ist man auf die Einführung neuer bezw. auf rationellere Betreibung alter Kulturen eifrig bedacht gewesen. Nach vergeblichen Versuchen mit Kaffee, Tabak und Kokospalmen hat namentlich das Kolonialwirtschaftliche Komitee den Anbau der Baumwolle und des Kakao zu fördern gesucht. Neben dem Plantagenbetrieb, den die Deutsche Togo-Gesellschaft einzuführen sucht, bemüht man sich einen selbständigen Bauernstand zu fördern durch Sicherung seines Landbesitzes und Anleitung zu rationellem Anbau in einer Baumwollenschule sowie durch Anleitung auf den Regierungsstationen.

Alle diese Bestrebungen der Regierung werden dadurch wesentlich gefördert, daß verschiedene Beamte wie z. B. der derzeitige verdienstvolle Gouverneur Graf Zech, Dr. Gruner in Misahöhe und der Führer der kleinen Polizeitruppe, Hauptmann v. Döhring, schon lange im Lande sind und mit Hingabe an der Förderung der Bevölkerung arbeiten. Erfreulich

ist auch, daß die Zahl der verheirateten Beamten zunimmt. In dem Gouvernementsrat ist ein Organ geschaffen zur gemeinsamen Beratung der für die Hebung des Schutzgebietes verantwortlichen Faktoren, Kolonisation, Handel und Mission. Möge ihnen in Togo immer mehr ein friedliches Zusammenwirken beschieden sein zur Vermeidung einer gefährlichen Afterkultur und zur Verwirklichung eines gesunden Fortschrittes auf dem Wege wirtschaftlicher Hebung, geistiger Bildung und christlich-religiöser Erziehung!












DT 582 .S65
Die Eweer :
Stanford University Libraries
3 6105 041 545 398


Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
SPRING 1984

